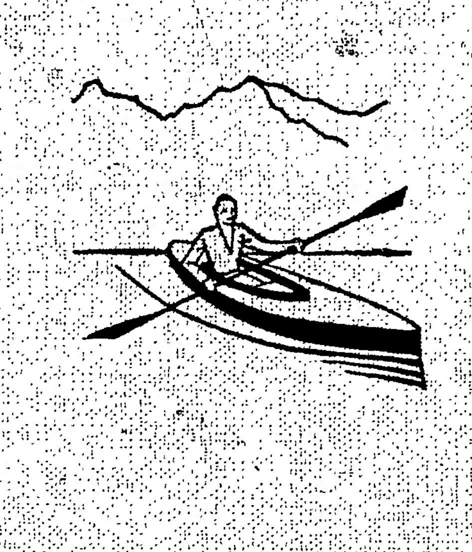
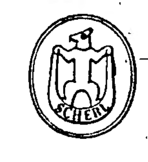
KANADA
im
FALTBOOT



C · B · SCHWERLA

C. B. Schwerla

Kanada im Faltboot





Kanada im Faltboot

von

C. B. Schwerla

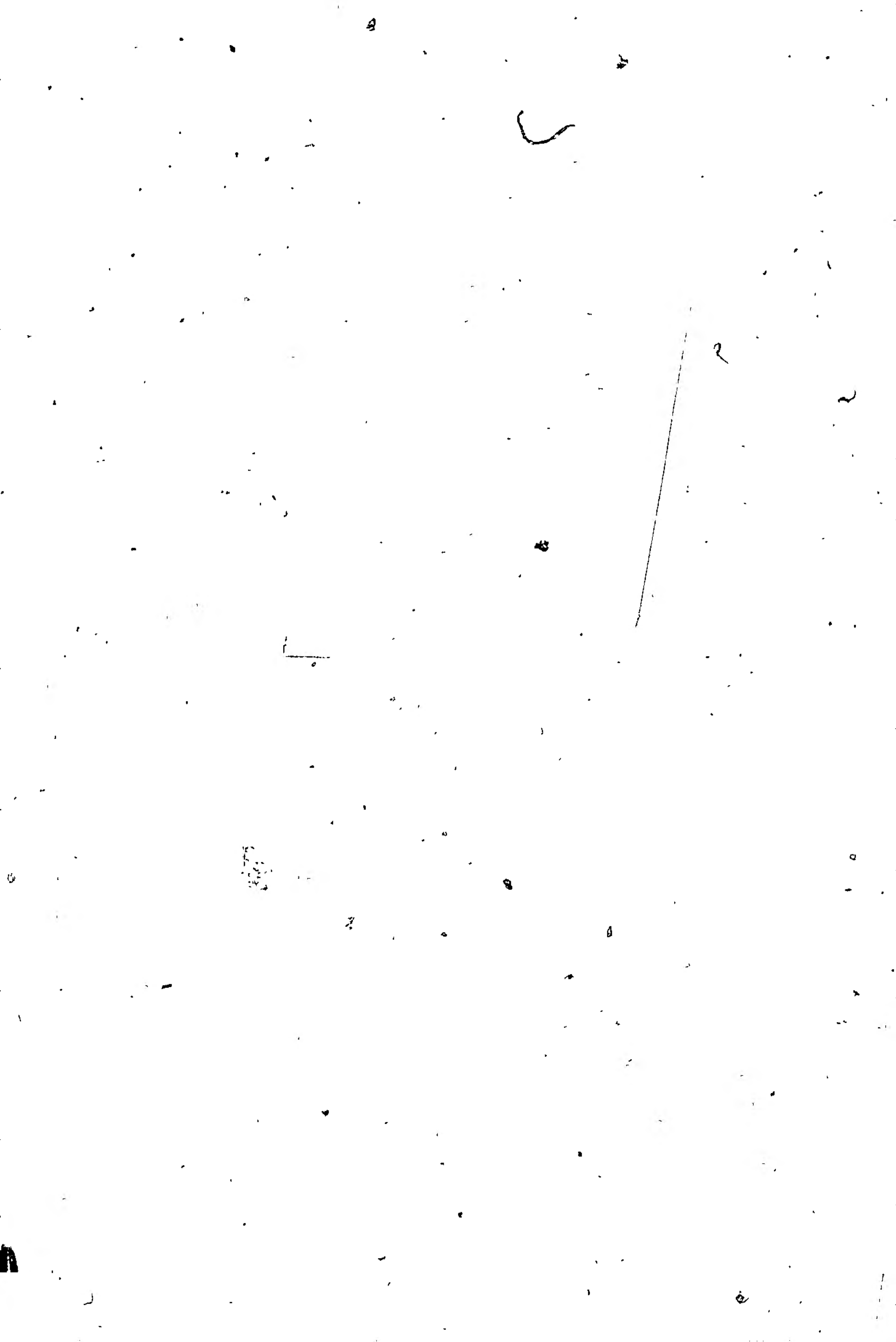


August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

Mit 37 Abbildungen nach Photographien
und einer Karte

Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin

Inhalt



Max – schieß nicht . . . .!

Es mußte schon nahe an Mitternacht sein. Ich war immer noch nicht eingeschlafen. Durch das kleine Zelluloidfenster in der Rückwand des Zeltes fiel das fahle Mondlicht. Es lag als rechtwinkliger Klecks gerade neben meinem Kopf auf dem Gummituch des Bodens. Vorher hatte dort der Proviantsack gelegen, den hatte ich dann in die Ecke gerückt, um den Lichtfleck deutlicher sehen zu können.

Ganz langsam wanderte er weiter. Während der letzten halben Stunde war er etwa fünf Zentimeter von seinem alten Platze fortgerückt. Ich lag auf der Seite, hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah unverwandt diese wandernde Lichtreklame des Himmels an.

Ein beängstigendes Gefühl saß mir in der Kehle. Ich wußte lange nicht, was es eigentlich sei. Dann fiel es mir plötzlich ein. In längstens einer Stunde würde der Lichtfleck am Rande des Zeltbodens angelangt sein, und dann mußte er verzerrt und zerrissen werden, bis er überhaupt nicht mehr da war. Dann würde ich wieder allein im Zelt sein.

Nun ist aber solch ein Lichtfleck ein höchst angenehmer Gesellschafter im Dunkel, wenn man nicht schlafen kann. Er ist wie die Leinwand in einem Kino. Man konzentriert seine Gedanken auf diese helle Fläche, und sie sind lebendiger und schöner, als wenn sie stumpf und farblos irgendwo im Dunkel hängen.

Man hat so viel zu denken in solch wachen Nächten.

Drunten, zwischen den steilen Felsufern, rauscht der Fraser-River sein Lied. Er schiebt seine breiten Wellen

stauend übereinander, wirft sie gegen die Klippen, daß sie zischend zerstäuben. Das tönt wie dumpfes, brausendes Atmen. Leise und heimlich eine Weile, dann wieder dröhnend und alle anderen Geräusche des nächtlichen Urwaldes verschlingend.

Es ist ein wilder Geselle, dieser Fraser-River. Tief drinnen im Herzen der Rocky Mountains kommt er zur Welt. Jung und übermütig springt er durch die Wildnis der Berge, stürmt weiter und weiter, Baumriesen tötend und Felsdome zermahlend. Von hoch droben aus der Welt der Felsen wechseln die Grizzlys zum Flusse herab und die Mountain Goat, die Bergziege, geht ängstlich ihrer Wege, wenn die grauen Pelzkugeln in ihre Nähe kommen.

Wo jetzt mein Zelt stand, war der Fraser schon breiter geworden. Aber er war noch ungestümer Wildfluß, der nichts von Beschaulichkeit und Ruhe wußte. Seine Ufer waren fast senkrechte Felswände, die etwa fünfzehn Meter aus seinem Wasser emporwuchsen. Über diesen Felsen hing der Urwald. Und dort droben, unter einer dicken Zeder, stand mein Zelt.

Der Mondfleck war wieder um ein ganzes Stück weitergerückt. Seine linke untere Ecke kroch gerade auf den Schaft meiner Scheintotpistole, die — so, wie sie es jede Nacht tat — griffbereit neben mir im Zelt lag.

Warum hatte ich eigentlich nur eine Scheintotpistole als einzige Waffe mit in diese Wildnis genommen?

Joe Clenton, der riesenhafte Trapper, mit seinen Schraubstockhänden tauchte vor mir auf. Ich hatte ihn, ehe ich meine Flußreise antrat, irgendwo draußen in einer Präriestadt getroffen. Er war im Flugzeug von Fort McMurray heruntergekommen, um die Felle zu verkaufen, die er den Winter über im hohen Norden erbeutet hatte. Er lebte schon dreißig Jahre in der Wildnis, er mußte am besten

wissen, was man dort nötig hat, und darum hatte ich mir bei ihm Rat geholt.

„Eine Büchse willst du dir kaufen?" hatte er gefragt, nachdem er zuerst einmal eine halbe Stunde lang überhaupt nichts geantwortet hatte.

„Es könnte sein, daß ich eine brauche", meinte ich bescheiden.

Wieder eine Redepause von fünf Minuten, während der Joe Clenton eifrig bemüht war, ein letztes Restlein Roastbeef aus der Lücke zwischen dem letzten und vorletzten Mahlzahn hervorzuangeln.

„Dieses verfluchte Kuhfleisch", knurrte er, als das Streichholz abbrach, mit dem er die Operation vornahm. „Es ist alles nichts wert da herunten im Süden."

Dann versuchte er es mit den Fingern. Nun war es klar, daß er vorerst überhaupt nichts mehr reden konnte.

Endlich verklärte sich sein Gesicht, und er spuckte die Reste des Roastbeefs und des Streichholzes in weitem Bogen an meinem Gesicht vorbei, auf den Kühler einer alten Fordschaukel, die eben vorüberhopste.

„Well", sagte er erleichtert, „du könntest vermutlich eine Büchse brauchen. Das ist richtig. Aber es ist besser, du kaufst dir keine."

Ich sah ihn fragend an, um ihn mit meinen Worten nicht in seinem Redeschwall zu stören.

„Wenn du etwas von so einem Ding verstehen würdest, wäre es richtig, — aber du würdest die armen Bären mit deiner Knallerei nur nervös machen. Dann wird die Sache schlimm."

Das verstand ich. Aber nicht ganz.

„Wenn ich aber von einem Bären angefallen werde?"

Joe Clenton lächelte mitleidig.

„Die Bären haben anderes zu tun, als dich anzufallen. Ich habe noch keinen Bären gesehen, der Menschen annimmt, wenn sie ihn in Ruhe lassen."

Ich sah nicht zu ihm auf, aber ich wagte doch noch einen Einwand.

„Aber nehmen wir an, es würde doch geschehen, — setzen wir den Fall, ich würde plötzlich im Dickicht vor einem Bären stehen, er würde sich vor mir aufrichten, würde den Rachen aufreißen, — dann wäre es doch gut, wenn ich eine Büchse hätte! Dann würde ich gerade auf sein Herz zielen, würde im Augenblick der höchsten Gefahr abdrücken . . ."

„. . . und seine kleine Zehe treffen!" grinste der Trapper. „Und er würde den Spaß nicht verstehen und dich zu Hackfleisch machen."

Er nahm die Hand aus der Hosentasche und legte sie auf meine Schulter.

„Nein, mein Junge, — starte du ruhig mit deiner Scheintotpistole in den Urwald. Für eine Minute werden deine Gaspatronen auch einen Bären in der Nase kitzeln, und das gibt Zeit genug, daß du dich aus dem Staube machst. Weiche der Gefahr so viel wie möglich aus, wenn du allein in der Wildnis bist. Das sagt dir einer, der schon länger im Urwald trappt, als du auf der Welt bist. Du kannst seinem Rat glauben."

Und so hatte ich mir keine Büchse gekauft.

Ich war froh um jedes Gramm Gewicht, das ich sparen konnte, denn mein kleines Faltboot war ohnehin so sehr beladen, daß es gerade noch genug Freibord hatte, um mir nicht unter dem Sitzfleisch wegzusacken. Zwar konnte ich mir ohne Büchse auch kein Wild zur Nahrung schießen, doch es gab ja Fische in Mengen, mehr als ich essen konnte. Alle drei oder vier Tage traf ich auf Menschen, und in ihren

Hütten gab es auch wieder Fleisch und Speck und Brot, ich brauchte also keine Angst zu haben, daß ich verhungern würde. Erst an diesem Morgen hatte ich meinen Fleischproviant ausgiebig ergänzt. Bei einem alten Engländer, der in einer Blockhütte am Flusse hauste, hatte ich so viel frisches Fleisch bekommen (woher er es hatte, wußte nur er und der liebe Gott), daß ich es bei der Mittagsmahlzeit mit dem besten Willen nicht ganz verschlingen konnte. Das restliche Stück hatte ich in meinem Kochtopf aufbewahrt, und der stand nun draußen vor dem Zelt, halb eingegraben in die Erde. Früher hatte ich den Fluß als nächtlichen Eisschrank benützt, seitdem mir aber eine herrliche Mahlzeit davongeschwommen war, mußte auch die feuchtkalte Erde genügen.

Es war noch ein schönes, großes Stück, das da draußen lag. Irgendwo in meinem Proviantsack mußten auch noch zwei Kartoffeln sein, die von einer früheren Mahlzeit übriggeblieben waren. Das zusammen gab morgen ein Festessen, und wenn . . .

Ein knackendes Geräusch zerriß die Kette meiner Gedanken. Es war draußen vor dem Zelt. Und es war so laut, daß es unmöglich von einem der Stachelschweine kommen konnte, die oft und gerne herbeikamen, um das seltsame Haus zu betrachten oder am verkohlten Lagerfeuer nach Freßbarem zu suchen.

Ich richtete mich leise auf und lauschte. Ein paar Augenblicke lang war nichts mehr zu hören, dann aber war es wieder da. Und es mußte schon ein recht anständiges Gewicht sein, unter dem die dürren Äste und Zweige mit solchem Lärm zerbrachen.

Plötzlich schlug ein Ast gegen die Zeltwand, daß das ganze Häuslein bebte. Ich fuhr zusammen, so, wie man es tut, wenn der Zahnarzt mit dem Bohrer auf den Nerv trifft.

Draußen wurde es wieder ruhig. Diese Ruhe war noch schlimmer.

Ich kniff die Augen zu und machte den Mund auf und lauschte. Mit vorgebeugtem Oberkörper, die Hand auf der Scheintotpistole.

„Schschschschtttttt . . .!"

Irgend etwas streifte an der Zeltwand entlang, daß sich das Tuch nach innen wölbte. Dann knackte es wieder. Zwei-, dreimal. Gleich darauf klapperte etwas dicht vor dem Zelt.

Die Taschenuhr, die über meinem Kopfe an der Zeltstange hing, tickte so laut, als käme das Geräusch von zehn Weckeruhren. Mir steckte ein Baumstamm im Halse. Ich vergaß zu atmen.

Da fing es draußen zu brummen an.

Oh, Blumendraht!

Es gab keinen Zweifel mehr: ein Bär war über meinem Fleische! Der Deckel des Kochtopfes klapperte noch einmal, dann fiel er zur Erde. Das riß mich aus meiner Erstarrung.

Nun wußte ich, was los war. Nun galt es, zu kämpfen. Um ein schönes großes Stück Fleisch!

Leise schlüpfte ich aus dem Schlafsack, — leise kroch ich auf allen vieren zum Zelteingang. Mit vorsichtigen Fingern machte ich den Zeltspalt ein ganz klein wenig breiter, — gerade so breit, daß ich mit einem Auge hindurchsehen konnte.

Noch nie in meinem Leben zog ich meine Nase so schnell wieder zurück wie in jenem Augenblick. Die beiden listigen Äuglein in diesem Zottelkopf hatten mich so wenig liebenswürdig angefunkelt, daß mir für eine ganze Weile die Luft wegblieb.

Was war das für ein netter, ausgewachsener Teddy! Und

wie drollig angelte er mit seiner Tatze an meinem Kochtopf herum. Es war entzückend.

So ein Biest!

Ich mußte an die Teddys denken, die man auf dem Münchener Oktoberfest in den Schießbuden bekommt, wenn man mit drei Kugeln sechsunddreißig Ringe schießt. Blaue, grüne und rosafarbene Teddys waren das, mit seidigem Fell und samtweichen Pfötchen. Mein Teddy da draußen aber hatte ein Fell, so struppig wie ein Bettvorleger, auf dem einer zehn Jahre lang mit Nagelschuhen Schuhplattler tanzte. Und seine Pfötchen waren so groß, daß er sie trotz der eifrigsten Bemühungen nicht in den Hohlraum meines dreiliterigen Kochtopfes zwängen konnte.

Der Bär grunzte vor Ärger. Der Duft des Fleisches ward in seiner Nase, und er konnte nicht dazukommen. Das würde selbst einen Tanzbären aus seiner Ruhe gebracht haben.

Wenn es ihm aber nun doch gelang? Mein Auge stand groß wie der Vollmond hinter dem Zeltspalt.

Wenn ich blitzschnell hinauslangen und den Topf unter den Tatzen weg in das Zelt ziehen würde?

Dann würde der Bär anstatt des Fleisches meine Hand erwischen. Sehr verlockend war das nicht, mit einem Urwaldbären „shake-hands" zu wechseln.

Aber wenn ich ihm die drei Gaspatronen meiner Scheintotpistole in die Nase knallen würde? Vielleicht erschreckte ihn das so sehr, daß er dorthin ging, wohin er gehörte.

Ich sah die Scheintotpistole von allen Seiten an. Sie hatte drei große Patronen in ihrem Lauf — mit viel Gas. — Aber — aber . . .!

Wer konnte sagen, ob so ein unvernünftiges Tier für solche Experimente das nötige Verständnis hatte. Es war besser, wenn ich nicht schoß.

Die spannende Szene aus dem „Freischütz“ kam mir ins Gedächtnis.

„Max — schieß nicht! Ich bin's — die weiße Taube!“ oder so ähnlich.

Nein, Max — schieß nicht!

Sondern nimm deinen Stiefel, der dort in der Zeltecke liegt, und wirf ihn da hinten zum Fenster hinaus gegen die Bäume!

Dieser Gedanke war mir so urplötzlich in das Gehirn geschossen, daß er nicht gescheiter sein konnte. Doch warum nicht? Vielleicht konnte ich auf diese Weise einen Lärm verursachen, der den Bären genug erschreckte.

Lautlos — Stückchen um Stückchen — zog ich die Zelluloidscheibe in die Höhe. Leise hob ich den Stiefel auf, steckte ihn zum Fenster hinaus, zielte so gut wie möglich und schleuderte ihn gegen die Bäume.

Hinten krachte es zwischen den Stämmen — vorn klapperte der Kochtopf. Dann war es still. Ein paar Sekunden lang. Dann knackten Zweige, es schleifte wieder etwas an der Zeltwand entlang — und das Knacken verlor sich in der Ferne.

Als es ganz still geworden war, öffnete ich langsam den Zeltspalt.

Der Bär war fort.

Das Fleisch war auch fort.

Wie es kam

Solche Abenteuer erlebte ich also nun im Wilden Westen. Es war kein Traum und kein Märchen. Prärie, Urwald, Indianer, Zelt und Lagerfeuer — all' das war zur Wirklichkeit geworden. Und ich zum Abenteurer in ihr.

Wie war das gekommen? Warum hatte ich das unternommen? Weshalb saß ich in dieser Wildnis?

Vielleicht war „dieser entsetzliche Karl May" schuld daran. Oft genug hatten mir meine Lehrer das Schlimmste vorausgesagt, wenn sie mich erwischten, wie ich unter der Bank einen der dicken, grünen Bände las.

Vielleicht trägt aber auch meine Mutter die Schuld. Zweifellos war sie es, die mir diesen Wandertrieb, diese Sehnsucht zum Landstreichen mit in das Leben gab. Hätte sie mich in eine goldene Wiege geboren, wäre ich auf meinen Geldsäcken durch die Welt gefahren. Da aber das eine nicht war und darum das andere nicht sein konnte, mußte ich mir selbst einen Weg suchen, auf dem ich dorthin kam, wohin es mich zog.

Der Weg führte über Beruf und Sport. Fünf Jahre lang saß ich in einem kaufmännischen Büro und genau so lange brauchte ich, bis ich merkte, daß diese Luft für mich zu dick war. Dann war ich ein Jahr lang „Akquisiteur". Das ist ein wohlklingender Name für einen Reisenden, der nicht in Schuhbändern, sondern in elektrotechnischen Apparaten macht. Mehr noch als mein Herz sagten es mir meine monatlichen Provisionsabrechnungen, daß ich nicht der richtige Mann sei, irgend einem irgend etwas anzudrehen. Ich wurde schwermütig, und in diese Zeit fiel das Ereignis, das mich ahnen ließ, wozu ich vielleicht „berufen" sei.

Ich schrieb ein Buch. Ein Büchelchen. Achtundneunzig Seiten stark. Ein guter Verlag brachte es heraus. Es ist ein Sportbuch, und es sagt dem grünen Anfänger, wie er es machen muß, damit er nicht zuviel Wasser schluckt, wenn er auf stillen und wilden Wassern im Faltboot fährt.

Dann schrieb ich Zeitungsartikel. Ich schickte sie hinaus und wartete, bis sie wieder zurückkamen. Einige blieben

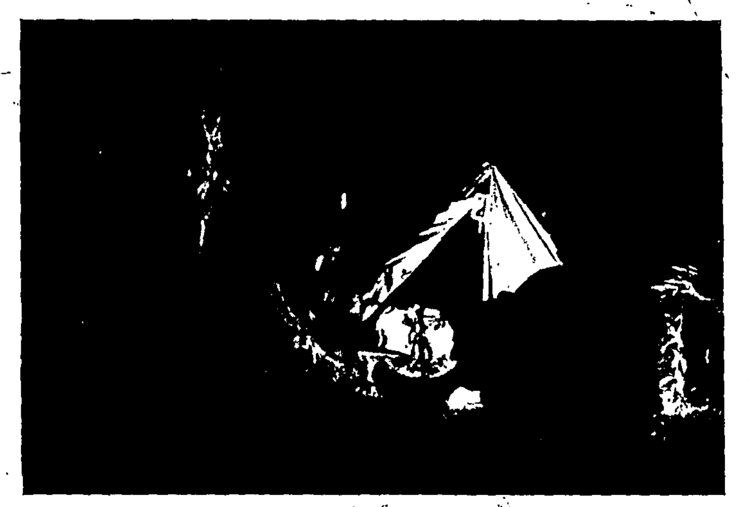
wirklich draußen, sie bekamen Brüder, die nicht mehr zu ihrem Vater zurückkehrten, und dann wurde dieser Vater Journalist.

Ich weiß nicht, wieviele Zeitungsartikel man zurückgeschickt bekommen muß, und wieviele draußen bleiben müssen, bis der Erzeuger das Recht hat, sich Journalist zu nennen. Jedenfalls waren es nicht die schlechtesten Zeitungen, die meine Berichte und sportlichen Plaudereien brachten, und so glaubte ich es mir, daß ich Journalist sei.

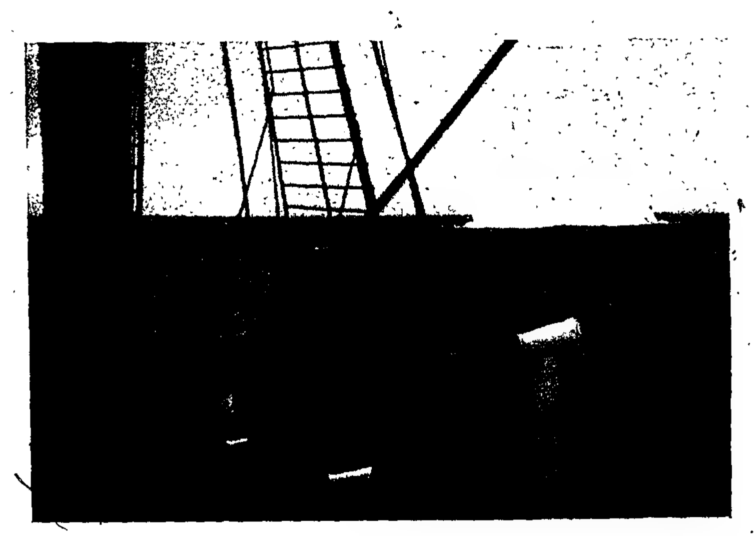
So kam ich zu meinem Beruf. Im Sport fand ich viel eher den richtigen Weg. Zehn Jahre mag es her sein, daß ich mein Fahrrad und einen Photoapparat verkaufte und um den Erlös mein erstes Faltboot erstand. Es gab damals noch nicht viele andere solcher Boote, und die Landleute bekreuzigten sich noch, wenn sie uns in den „Seelenverkäufern" die wilde Isar herunterschwimmen sahen. Im ersten Jahr dieser meiner Schiffahrt warf ich so restlos um, daß ich nur noch mit einer Badehose, einer Windjacke und einer Zahnbürste bekleidet in das elterliche Heim zurückkehren mußte. An diesem Tage gelobte ich mir, nie mehr wieder ein Faltboot zu besteigen. Am Sonntag darauf saß ich dreizehn Stunden lang ununterbrochen im Boot. Dabei erfaßte ich die Kunst des Paddelns so sehr, daß ich nie mehr umwarf. Wer zehn Jahre lang Faltboot fährt, kennt die Flüsse seiner Heimat. Dann kann es sein, daß es ihn in die Ferne zieht, um Neues zu schauen.

Wer in Zeitungen Artikel schreiben will, braucht Stoff dazu. Dann kann es sein, daß er über die Grenzen des Alltags hinausgehen muß, um Neues zu erleben.

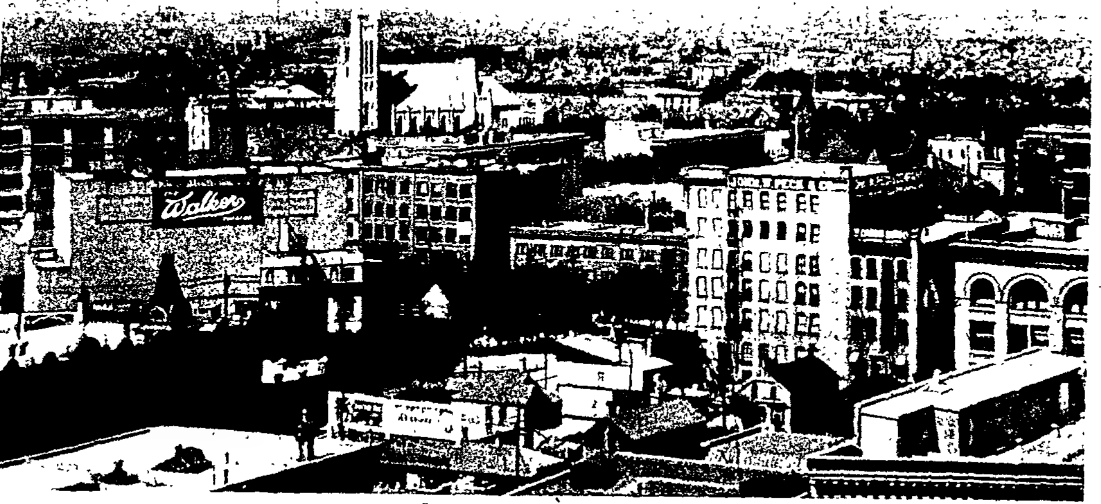
So ging ich nach Kanada. Dort gab es Wildflüsse, die noch nie ein Faltboot gesehen. Dort gab es Eindrücke, die, so fern von der Kultur, nur wenige erleben.



Urwaldnacht



Eine „kühle“ Begegnung auf der Überfahrt



Großstadt des Westens (Edmonton-Alberta)
Phot. Canadian National Railways

Dort wartete der „Wilde Westen" auf mich. Und in einem Lande, in dem in Jahrhunderten so wenig Neues geschah, mußte es für einen Journalisten doch allerhand Neues geben.

Kultur im Urwald

Als ich bei meiner Ankunft in der Hafenstadt Montreal einem Kanadier auf die Zehen trat, daß ihm das Wasser in die Augen schoß, nannte er mich — keinen Tölpel. Er sagte:

„You are welcome!"

Das heißt auf Deutsch: Sie sind willkommen!

Das verblüffte mich so sehr, daß ich eine ganze Weile lang den Mund aufsperren mußte, ehe ich etwas darauf sagen konnte. Und was ich dann sagte, war bestimmt auch sehr verwirrt, denn der Kanadier lächelte unter seinen Tränen.

Wäre mir diese Ungeschicklichkeit hundert Jahre früher passiert, hätte mich der Kanadier höchstwahrscheinlich skalpiert und aufgefressen, denn damals wäre er noch ein Indianer gewesen. Im Jahre 1929 behauptete er, ich sei ihm willkommen. So weit ist es mit Kanada gekommen.

Fast über Nacht ist in Kanada die Kultur aufgeschossen, wie ein Steinpilz im warmen Frühlingsregen. Freilich füllen ihre Stätten noch lange nicht das ganze Land, sie sind weit verstreut, wie Oasen in der Wüste. Doch dort, wo in Kanada die Kultur blüht, tut sie es in reichster Entfaltung. Wer von der Alten Welt kommt und in Montreal zum erstenmal den Fuß auf kanadischen Boden setzt, merkt das sehr schnell.

Dreizehn Tage brauchte ich, bis ich von Bremerhaven nach Montreal kam. Die „Köln" vom Norddeutschen Lloyd trug mich über das große Wasser. Am 14. Mai fing sie an, in Bremerhaven ihre Schrauben zu drehen, am 27. Mai kam sie in Montreal wieder zur Ruhe. In der Zeit dazwischen pflügte sie treu und sicher durch den Atlantischen Ozean, zog wie ein Schwan im Sonnenschein über die spiegelglatte See und hüpfte wie ein junges Zicklein durch das Sturmgewoge der aufgepeitschten Wellen. Fast zwei Tage lang wand sie sich durch die Eisfelder und Eisberge, die um diese frühe Jahreszeit dort droben im Norden dem Kapitän das Leben schwer machen. Fast einen Tag lang bohrte sie sich durch eine Waschküche von Dampf und Nebel, daß der Kapitän auf der Brücke die Spitze seines Schiffes nicht mehr sah. Aber Kapitän Kord-Lütgert, der Mann, der auf dieser Brücke drei Kanarienvögel, eine Katze und die Führung des Schiffes hatte, ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Seine Passagiere wurden nicht mehr seekrank, als unbedingt sein mußte, sie freuten sich um so mehr, je größer die Eisberge waren und je näher sie kamen, und keiner dachte daran, daß der Kapitän in diesen Tagen weniger Schlaf fand als einer von ihnen zwischen der Mittagsmahlzeit und dem Nachmittagskaffee.

Am Morgen des 27. Mai legte die „Köln" in Quebec an. Das ist eine Hafenstadt am St.-Lorenzo-Strom — dort, wo er anfängt, sich zu der Bucht zu verbreitern, die dann zum St.-Lorenzo-Golf wird.

In aller Herrgottsfrühe fuhr das Kreischen von Sirenen und Dampfpfeifen durch das Bullauge in die dämmerige Kabine. Kettengerassel und Kistengepolter gaben die Begleitmusik. Bis ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, war unser Schiff am Pier festgemacht. Die Aus-

wanderer der dritten Klasse wurden gelandet. Die Quarantänekommission kam an Bord. Sie sah nach, ob die Passagiere mit den nötigen Papieren und die Bierschränke mit den nötigen Schlössern versehen waren. Zwei Stunden währte es, dann konnte die „Köln“ wieder weiterfahren.

Sie zog weiter den St.-Lorenzo-Strom hinauf. Eine halbe Stunde vor Mitternacht legte sie in Montreal an. Die Fahrt war zu Ende.

Hoch oben auf dem Mont Real leuchtet das heilige Kreuz. Die Stadt ist hell erleuchtet. Im tausendfältigen Funkeln und Glitzern eines Meeres von Lichtern liegt der schwimmende Riese am Pier. Ein leises Zittern ist noch in seinem Leib, aus den großen Schornsteinen steigt der Rauch in blassen, dünnen Fahnen. Es ist wie ein letztes Aufatmen nach harter Arbeit.

Montreal ist mit seinen fast sechshunderttausend Einwohnern eine recht ansehnliche Großstadt. Zwischen kleinen, zusammengeduckten Backsteinhäusern, auf deren Fenstersimsen Goldfischgläser und Vogelbauer stehen, stechen drei, vier Wolkenkratzer in den Himmel. Sie sind nicht so hoch wie ihre großen Brüder in New York, doch ihre zwanzig, dreißig Stockwerke geben der Stadt die imposante Note, die sie als Welthafenplatz braucht. Die Geschäftshäuser im Zentrum sind modern und fortschrittlich gebaut, einige sogar schön. Die Aufschriften über Büros und Kaufläden sind oft englisch und französisch. Wenn man einen Eingeborenen mit mühsam zusammengesuchtem Wörterbuch-Englisch nach einer Straße fragt, kann es geschehen, daß man französisch Auskunft erhält. Das ist schlimm, wenn man das Wörterbuch dieser Sprache zu Hause gelassen hat.

Man wundert sich, in Kanada zu sein und soviel Französisch zu hören und zu lesen. Das ist aber nur in dieser

Gegend, in diesem Teile der Ostprovinz Quebec, so. Hier hat sich das Kanada, das einst französisch war, bis heute erhalten. Im Konversationslexikon kann man nachlesen, daß Kanada im Jahre 1524 für Frankreich besetzt, seit 1604 von den Franzosen kolonisiert wurde und erst 1763 an England fiel. Dies und die Tatsache, daß zu jener Zeit Kanada nur an seiner Ostküste — eben in dieser Gegend — von Weißen bevölkert war, ist es, was man wissen muß, wenn man diesen vorherrschend französischen Einschlag verstehen will.

Es erinnert in Montreal nichts mehr an jene, die einst das Land beherrschten, ehe der weiße Mann sie verjagte. Es ist nichts mehr von den Indianern übriggeblieben. Nur die Frauen und Mädchen haben eine Sitte der Rothäute mit in ihre Zeit herübergenommen: sie streichen sich an, wie Indianer auf dem Kriegspfade. Als halbe, oft ganze Französinnen verstehen sie sich auf die Malerei, die dem weiblichen Antlitz alle Jugendfrische gibt und nimmt.

Das Auffallendste im Stadtbild Montreals werden für den geruhsameren Europäer die Automobile sein. Es scheint dort mehr Autos als Menschen zu geben. Dicht hintereinander, dicht nebeneinander flitzen sie durch die Straßen. Der Platz, der übrigbleibt, gehört jenen Wagen, die gerade parken. Es fährt der Arbeiter zur Fabrik, der Kaufmann ins Büro, das schwarz-weiß-rot gemalte Hausmütterchen zum morgendlichen Einkauf. Nur der Hausvater geht manchmal zu Fuß. Aber auch nur dann, wenn er sein Baby im Kinderwagen an die frische Luft führt.

So ist es in Montreal. In Quebec, der Hauptstadt der gleichnamigen Ostprovinz, wird es nicht anders sein. In Ottawa, der Regierungsstadt Kanadas — eine Vierstundenfahrt von Montreal entfernt — ist der französische Einschlag zu Ende. Auch das Stadtbild ist charakteristisch amerikanisch.

In Montreal gibt es noch winklige Straßen, ein paar verstaubte Häuser — in Ottawa schneiden sich die Straßen zweckmäßig und nüchtern im rechten Winkel, Hoch- und Geschäftshäuser herrschen vor, die kleinen Häuser sind verschalte Holzbauten ohne die Tradition verblichener Backsteine. Was aber um das Zentrum der Stadt gegürtelt ist, das sind Gärten und Parks, grüne Wiesen und glitzernde Flüßlein und dazwischen wieder Häuslein, blitzblank und sauber. Man muß nicht gerade den stolzen Bau des Parlaments bewundern, um zu glauben, daß diese Stadt eine der schönsten in Kanada sei.

Ich wollte nach dem Westen. Fünf Tage und vier Nächte lang jagt der Expreß der Canadian National Railways auf seinem eisernen Weg von Montreal bis zur Westküste. Sechsmal in ununterbrochener Fahrt müßte man von München nach Hamburg reisen, um die gleiche Strecke in Deutschland zurückzulegen. Es ist wie ein Wunder, daß man nicht mit abgestorbenen Gliedern aus dem Zuge fällt, wenn diese Fahrt zu Ende ist. Aber die Wagen der kanadischen Bahnen haben alles, was sich an Bequemlichkeiten für eine solch lange Reise bieten läßt. Alle Klassen sind mit Leder oder Plüsch gepolstert; die Sitze der Kolonistenklasse lassen sich für die Nacht zu Schlafstellen zusammenschieben, jene der Pullman-Cars werden von den Negern in ein paar Minuten zu breiten Betten verwandelt. Der letzte Wagen des Zuges mit seiner Aussichtsveranda ist Rauch-, Bibliothek- und Radio-Car. Wer sich dort die Zeit vertreiben will, muß allerdings mit einer etwas dickeren Brieftasche reisen.

Doch es fährt sich auch für den kleinen Mann gut in den Zügen der Canadian National Railways. Die Bequemlichkeit geht über alles. Die Beamten sind ebenso höflich wie vornehm. Der Kondukteur trägt Handschuhe, wenn er —

durch den Zug gehend — die Fahrkarten knipst; der Trainman öffnet die Türen auch nicht mit ungeschützten Händen, und der Lokomotivführer steht seinen Kollegen nicht nach. Die Passagiere fügen sich weniger gern diesem dezenten Rahmen ein. Sie legen ihre schmutzigen Schuhe auf die grünen Plüschpolster und wenig Wert auf Reinlichkeit. Wer nachts fährt, dem kann es passieren, daß am Morgen die Füße seines Gegenübers in seinem Gesichte eingeschlafen sind. So liebenswürdig der Kanadier im gewöhnlichen Leben ist, während der Eisenbahnfahrt ist er sich selbst der Nächste. Wie man sich bettet, so liegt man.

Wie ein endloser Film zieht das Land an den Fenstern vorüber. Die Obstkulturen der Ostprovinzen Quebec und Ontario leuchten im Blütenschnee des Frühlings; in fettem, saftigem Gras stehen die Blumen als bunte Flecken.

Dann wandelt sich das Bild. Wenn der erste Tag und die erste Nacht vorüber sind, schaut das erwachende Auge kanadische Wildnis. Stunde um Stunde frißt sich der Zug durch Urwälder, durch Busch und Sumpf. Meilenweit recken sich die kahlen, verkohlten Stämme abgebrannter Wälder wie klagend aus der Wildnis wuchernden Gestrüpps zum Himmel. Dazwischen liegen, wie dunkle, traurige Augen, große und kleine Seen. Da und dort schlängelt sich ein Bächlein zwischen sumpfigen Ufern mit schwarzem, trägem Wasser durch den Wald. Über all dem brütet die Sonne mit feuchter, muffiger Wärme.

Mit weißen Dampfwolken jagt das Feuerroß an einem schmalen Wasserlauf vorüber. Ein Kanu schwimmt zwischen Buschwerk und verkohlten Bäumen. Auf dem Vordersitz führt eine Frau das Paddel, hinten steuert ein kniender Mann. Zwischen ihnen liegt auf einem großen Bündel ein Kind. Die beiden Alten tragen die Kleidung der Weißen,

nur die kupferrote Farbe ihrer Gesichter und die langen, blauschwarzen Zöpfe des Mannes verraten, daß es Indianer sind.

Die beiden im Boote nehmen die Paddel aus dem Wasser und sehen dem fauchenden Ungetüm eine Weile nach. Dann treiben sie das Boot wieder an. Fahren ihrer Hütte zu, dem Stückchen Land, das ihnen die Kultur der weißen Rasse hier noch übrigließ.

Weiter, immer weiter stürmt das Feuerroß.

Wieviele neue Einwanderer sitzen in den Wagen?

Heute hundert, morgen zehn, übermorgen zweihundert. Es ist Frühjahr, fast jeden Tag kommt ein Schiff, das wieder neue Immigranten bringt. Sie alle fahren nach dem Westen — in die Weizenländer der Prärie. Zwei Tage fahren sie durch wilden Urwald. Aber jeder von ihnen bedeutet ein Stücklein mehr Kultur für diese Wildnis. Jeder von ihnen wird irgendwann einmal ein Stücklein weiter über die bebaute Prärie hinausarbeiten, wird Stücklein für Stücklein des Urwaldes kultivieren. Es werden wohl nie zuviele sein. Die kanadische Wildnis ist groß wie ein Ozean.

Glück in Kanada?

Dreihundert Auswanderer fuhren mit mir auf der „Köln" nach Kanada. Dreihundert Herzen schlugen einer neuen Heimat entgegen.

Sie sind nicht groß, die Träume, die da hinüberschwimmen. Ein kleines Stückchen Land, ein eigener Herd, das ist alles. Jeder weiß, daß der Anfang harte Arbeit bringen wird, aber keiner glaubt, daß er sich vergebens mühen wird. Doch keiner weiß sicher, wie es sein wird.

Was wird nun kommen?

„Das weiß nur der liebe Gott und die ‚Immigrant Aid Society of Canada‘ — die kanadische Einwandererhilfe“, sagt der tschechische Dolmetscher, der seine Landsleute hinüberbegleitet. Er ist ein alter Mann mit weißen Haaren und lieben Augen. Er hat schon manche Fahrt hinüber gemacht, er kennt die Sorgen seiner Schützlinge gut.

Wer sich drüben den katholischen und evangelischen Einwandererfürsorgen anvertraut, wird in guten Händen sein. Die Einwanderer-Hilfsvereinigungen — anerkannt von der kanadischen Regierung — haben ihre „Manager“ in Winnipeg, der Hauptstadt der Provinz Manitoba sitzen. Dorthin wird der Hauptstrom der Immigranten geleitet, und von hier aus werden die Prärieprovinzen mit Landarbeitern versorgt. Dort liegt also die Zukunft. Dort sind die Gedanken, wenn das Schiff im alten Land seinen Anker lichtet.

Man ist still und ohne Freude, wenn das letzte Stücklein Land hinter dem Glitzern der Wellen verschwimmt. Das Schiff schiebt sich der Sonne zu, aber sie hängt schon ganz niedrig und rot über dem Wasser, und bald wird sie untergegangen sein. Der Wind singt leise in den Wanten, die Wellen klatschen gegen den Riesenleib des Schiffes.

Der Mann, der in der kurzen Lederhose, den grünen Hut schief in der Stirn, auf dem Deck steht, hört es wie aus weiter Ferne. Es sind Laute, die ihm noch nichts sagen. Seine Blicke sind dort, wo der Leuchtturm von Bremerhaven wie ein Schatten über dem Nebelstreifen steht.

Was Heimat war, liegt nun weit zurück. Der Wildbach in den Bergen wird weiter murmeln, der Wind sein altes, heimliches Lied weiter durch die Tannen summen. Sie wissen nichts davon, daß irgendwo draußen auf dem Meer ein Mann an der Reling lehnt und von ihnen Abschied nimmt.

Dann zerrinnt alles in der Dämmerung. Langsam kriechen die Schatten über das Wasser.

Der Bayer reißt sich zusammen. Er schiebt den Hut in den Nacken und dehnt die Arme, daß sie knacken.

„No also", sagt er halb grimmig, halb lächelnd, „jetzt werden wir ja sehen, ob es das Glück mit uns drüben besser meint."

„Warum wandern Sie eigentlich aus? fragte ich ihn, als ich ein paar Tage später neben ihm auf dem Deck in der Sonne lag.

Er sah zum Himmel hinauf, wo sich watteweiße Wölklein im unendlichen Blau verloren.

„Schauen Sie", sagte er, „ich möchte wissen, warum ich arbeite. Ich mag nicht wie ein Gaul an den Karren gespannt werden und für andere ziehen, bis es nimmer geht, und dann mit einem Fußtritt fortgejagt werden. Ich habe zwei starke Arme, und ich brauche sie gern, aber ich möchte sie auch ein wenig für mich selbst brauchen dürfen. Man muß ein Ziel sehen, sonst ist das Leben nichts wert."

Ein Ziel! Drüben über dem großen Wasser wollen sie es finden. Es ist so unendlich groß, dieses Kanada mit seiner fruchtbaren Erde. Es tritt nicht einer dem anderen auf die Füße. Man will die Arme freibekommen, möchte sich regen können. Und sich nicht umsonst plagen müssen.

Das sind die Träume, die das Schiff auf seiner Fahrt in das Land so vieler Hoffnungen mit sich nimmt. Bis dann in Quebec die Schiffsreise der Auswanderer zu Ende ist.

Es ist nur ein ganz kurzes Stücklein Weg über die schmale Landungsbrücke vom Schiff zum Land. Aber jeder, der ihn geht, tut es mit zögernden, langsamen Schritten. Vielleicht, weil die Brücke immer ein leises Schwanken in sich hat. Vielleicht auch, weil dieser Weg vom letzten Stücklein Heimat in das neue Unbekannte doch ein wenig schwer wird.

Dort, wo das Herz voller Hoffnung der kommenden Zeit entgegenschlägt, mag wohl auch ein leises Drücken sitzen. Ganz leise, doch stark genug, daß man ein paarmal tüchtig schlucken muß, damit es fortgeht.

Es ist gut, daß nicht viel Zeit ist, darüber nachzudenken. In der Bahnhofshalle, nur ein paar Schritte vom Schiff entfernt, wartet schon der Zug. Wenn die Menschen das Wettrennen um einen guten Platz austragen, vergessen sie darüber gar manches. Besonders wenn es für eine Fahrt ist, die drei Tage und drei Nächte dauern soll. Die hilfreichen Menschen, die sich der Auswanderer annehmen, haben alle Hände voll zu tun.

Die Vertreter der katholischen und evangelischen Einwanderer-Hilfsvereinigungen beraten und trösten, Immigrationsschwestern in ihrer Tracht, mit beruhigenden, aufmunternden Stimmen, sorgen sich um Mütter und Kinder, und die Beamten der Schiffahrtsgesellschaft laufen helfend am Zuge auf und ab, bis der letzte Passagier mehr oder weniger beruhigt im Zuge sitzt. Es ist schwer so viele Wünsche restlos zu erfüllen.

Nur ganz wenige der Einwanderer, die von Europa nach Kanada kommen, bleiben im Osten des Landes. Von Quebec und Halifax, den großen Einwanderungshäfen, werden sie in fast ununterbrochener Fahrt nach Winnipeg, der Hauptstadt der Westprovinz Manitoba, gebracht. Von dort aus werden sie über Manitoba und die Provinzen Saskatchewan, Alberta und Britisch-Columbien verteilt. Der Osten hat wenig Arbeit und viel Arbeitslose, im Westen wird kaum einer ohne Arbeit bleiben, wenn er sie nur nehmen will.

An die 1200 Kilometer fährt man durch die Prärie. Den größten Teil davon nimmt der Zug seinen Weg durch fruchtbares, bebautes Ackerland. Und eine Unendlichkeit des übri-

gen Landes wird ebenfalls tragender Boden sein, wenn man es bebaut.

Kanada hat eine große Zukunft, das ist sicher. Aber es ist eben noch Zukunft. Wer jetzt kommt, muß daran bauen helfen, er darf nicht glauben, sich als „Hans im Glück" in das gemachte Nest setzen zu können. Nur der wird sein Auskommen finden, der wirklich arbeiten will. Viele bei uns in Deutschland haben vergessen, was arbeiten ist. Nicht alle von denen, die „hinüber" wollen, bedenken, daß sich dort die Arbeit — Arbeit, die vorwärts und zum Ziele bringen soll — nicht in Tarifvertrag und Achtstundentag zwängen läßt. Es wird auch nicht alles gleich am Schnürchen gehen, man wird durchhalten müssen, fünf, zehn Jahre lang vielleicht, dann erst wird man wissen, warum man hinübergegangen ist.

Die deutschen Pioniere im Westen wissen, was es heißt, in Kanada ein neues Leben zu beginnen. Gewiß, als sie vor Jahrzehnten kamen, sahen sie nichts als Wildnis vor sich, und nichts war da, was ihnen helfen konnte. Nicht Menschen und nicht Maschinen. Doch auch das Land, das der heutige Einwanderer für seine Heimstätte bekommt, ist immer noch Urwald, und es kostet nicht weniger Mühe, es zu bebauen.

Im Brüderheim, einer deutschen Siedlung, dreißig Meilen von Edmonton entfernt, traf ich den Mann, der vor fünfunddreißig Jahren als erster Deutscher und als erster Ansiedler seine Blockhütte auf den gleichen Fleck baute, auf dem heute sein schmuckes Häuslein steht. Ohne einen Cent in der Tasche kam er, um das Land zu bebauen, das ihm die kanadische Regierung geschenkt hatte. In Thüringen war er Vergoldergeselle gewesen, nun mußte er sich mit der Axt in der Faust durch den Urwald hauen.

Stundenlang saß ich neben ihm auf der Treppe seines

Häusleins, um ihm zuzuhören. Wie er hungerte und wie er schuftete. Wie er der Wildnis jeden Quadratfuß abkämpfen mußte. Jahrelang, bis er nach harter Arbeit sein Glück fand. Sein Glück in Kanada.

Zehn Beamte suchen ein Faltboot

In Winnipeg verließen die Auswanderer den Zug. Ich fuhr noch einmal eine Nacht und einen Tag lang weiter. In Edmonton, der Hauptstadt der Provinz Alberta, hatte ich deutsche Bekannte, dort wollte ich mich von meinem Kulturgepäck trennen, um dann mit Faltboot und Zelt in die Rocky Mountains zu fahren.

Nach Edmonton hatte ich auch in Montreal die Kiste mit meinem Boote aufgegeben. Da in dieser Kiste alles verpackt war, was zu meiner Ausrüstung gehörte, war sie zur Größe einer Wochenendvilla angewachsen. Man hatte sie mir in den Klepper-Faltboot-Werken in Rosenheim zusammengeschreinert, hatte das Boot, das Zelt, den Schlafsack und all die großen und kleinen Dinge, die ich brauchte, hineingepackt und sie nach Bremerhaven auf das Schiff geschickt. Der Bauch des Schiffes hatte sie verschlungen, und ich hatte bis zu dem Augenblick, da sie in Montreal wieder daraus hervorgezogen wurde, keine Sorgen mit ihr. Dann aber fing es an.

Mein englischer Lehrer hatte es mir schon in der Schule vorausgesagt.

„Schwerla, Sie werden es noch einmal schwer zu bereuen haben, wenn Sie so weitermachen! Sie werden noch an mich denken!“

Ich machte damals so weiter, und das war der Fehler. Kaum setzte ich in Montreal den Fuß auf festen Boden,

schlugen die Wellen des vorausgesagten Schicksals über meinem Haupte zusammen. Alles, was da in der Landungshalle herumstand und -rannte, redete englisch. Ein paar Ausnahmen französisch, aber keiner deutsch. Vergraben zwischen Koffern und Kisten, umschwirrt von fremden Lauten, stand ich mit meinem Schulenglisch, das ich nicht einmal gelernt hatte.

Zuerst stand ich eine halbe Stunde und wartete. Worauf ich wartete, war mir selbst nicht klar. Keiner schien mich zu sehen, alles arbeitete und redete an mir vorüber.

Dann zog ich im Schutze der Kisten mein Wörterbuch aus der Tasche, um ein paar Sätze auswendig zu lernen. Da schien plötzlich die Aufmerksamkeit aller auf mich gerichtet zu sein. Jeder sah mich an, und jeder grinste. Bis ich vor Scham rot wurde wie der Umschlag meines Wörterbuches. Bis ich auf den Nächstbesten zuging und ihn auf Englisch nach meiner Kiste fragte.

Er verstand mich. Ich weiß nicht, wie er das machte, jedenfalls sagte er, nachdem er mich eine Weile angesehen hatte, „Allright!"

Ich sah ihn dankbar lächelnd an und wartete. Er holte bedachtsam einen Zigarrenstummel aus seiner Westentasche, stieg in ein Auto, lächelte mir freundlich zu und fuhr davon.

Der nächste, an den ich mich wandte, nickte mit faltiger Stirne vor sich hin und sah an mir vorüber ins Blaue. So, wie man es tut, wenn man von einem guten Freunde angepumpt wird und selbst nichts hat. Dann sagte er „Well!"

Dieses Wort kannte ich aus den Zehnpfennig-Detektiv-Romanen meiner Jugendlektüre. Der Kontakt war hergestellt, ich redete weiter.

Leider wurde der Mann von einem anderen in höchster Eile weggezogen, so daß es wieder nichts war. Den Dritten

ließ ich aber weder wegfahren noch wegziehen. Er sagte auch nicht „Allright“ oder „Well“, sondern er gab sich redliche Mühe, herauszubekommen, was ich von ihm wolle. Nach längerem gemeinschaftlichen Suchen in meinem Wörterbuch, abwechslungsweise im englisch-deutschen und deutsch-englischen Abschnitt brachte ich ihn dorthin, wo ich ihn haben wollte. Er rannte mit mir herum, meine Faltbootkiste zu suchen.

Es ist nicht leicht, unter tausend Kisten die richtige zu finden. Doch es gelang uns. Während mein Schutzengel den Gepäckmeister nach meiner Kiste ausholte, sah ich sie an den Drahtseilen eines Kranes aus dem Schiffsleib schweben. Ich holte meinen Dolmetscher von seinem Kistenstapel herunter und zog ihn dorthin, wo meine Kiste zum erstenmal kanadischen Boden berührte.

Fünf Minuten später hatten wir den Mann, der kleine Zettel auf große Kisten klebte und nun auch meine Kiste mit einem Papier versehen und nach Edmonton weiterschicken sollte. So rasch wie möglich wollte ich meine Kiste nach dem Westen befördert haben. Darum mußte sie als Passagiergut abgefertigt werden. Ich sagte das meinem Schutzengel, der sagte es dem Mann mit den Zetteln, und der nickte freundlich. Er bekleisterte auch meine Kiste, füllte einen Schein aus und gab mir den Durchschlag. Ahnungslos — ohne aus dem Geschreibsel ganz klug zu werden — dampfte ich damit vier Tage und drei Nächte lang westwärts. Als ich in Edmonton in der Gepäckauslieferungsstelle auf meinem Schein bestand, erfuhr ich, daß meine Kiste als Frachtgut unterwegs sei, und — wenn es gut ging — vierzehn Tage später kommen werde.

Strahlender Sonnenschein über der Prärie, — ein Wetter zum Aus-der-Haut-fahren — und ich ohne Boot.

„Well", sagte der Direktor der Norddeutschen-Lloyd-Vertretung, auf dessen anheimelnder Schreibtischplatte ich mich zerknirscht niedergelassen hatte, „wir werden sehen."

Er sah einen ganzen Tag lang. Er hetzte ein Telegramm nach dem anderen nach dem Osten. Mit dem Erfolg, daß gegen Mittag die Nachricht kam, die Faltbootkiste sei auf dem Wege nach dem Westen, irgendwo in einem Güterzuge, — sie herauszufischen wäre ganz unmöglich.

„Well", sagte der Beamte der Canadian National Railways, dem ich am nächsten Tage in meinem Schmerze die Zigarrenkiste leer rauchte, „wir werden sehen."

Er sah ein klein wenig besser. Nach vier Stunden kam ein Streckentelegramm, daß meine Kiste im Güterzuge DL 564 — dreitausend Kilometer ostwärts — auf dem Wege nach Edmonton sei. Dieser Zug führe jedoch achtundvierzig vollbeladene Wagen, und es sei ganz unmöglich, meine Kiste — und so weiter.

Der dritte Beamte, den ich bemühte, hatte einen Klubsessel in seinem Büro, in dem man gut zwölf Stunden sitzen konnte, ohne steif zu werden. Dort fand ich heraus, daß man am bequemsten sitzt, wenn man die Beine seitwärts über die Lehne hängen läßt.

Der vierte hatte sogar ein Ledersofa, das lang genug war, daß man die Beine ganz ausstrecken konnte, damit sie nicht einschliefen. Und der fünfte brachte sein Reisegrammophon in die Office, damit mir die Zeit nicht zu lang wurde. Jeder tat, was er konnte, aber keiner sah meine Kiste.

Der sechste hatte ein Vorzimmer und ein entzückendes Tippgirl. Es war so blond, daß ich um ein Haar meine Kiste vergessen hätte.

Zum siebenten konnte man nur nach vorheriger An-

meldung mittels Lautsprecher kommen. Dafür litt er aber an Gallensteinen.

Beim achten waren die Schaukelstühle mit Gobelin bezogen, und beim neunten durfte ich die Füße nicht eher auf den Schreibtisch legen, bis er einen Aktenstoß dazwischengeschoben hatte.

Der zehnte bezog ein Monatsgehalt von eintausendfünfhundert Dollar. Er lebte mit seiner Frau nicht sehr glücklich, und er hatte in New York eine Tochter, die auch dort keinen Mann bekam, weil sie ein wenig schielte. Dieser verschluckte vor Freude seinen Kaugummi, als er mir das befreiende Telegramm gab:

„Faltbootkiste als Expreßgut unterwegs."

Herzen am Wege

Drei Tage später saß ich wieder in einem Zug der Canadian National Railways, um noch einmal eine Nacht lang weiter nach dem Westen zu fahren. Um elf Uhr nachts bestieg ich in Edmonton den Wagen, — wenn ich ihn am nächsten Morgen um acht Uhr verließ, war ich in den Rocky Mountains.

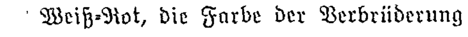
Pünktlich, wie das bei den kanadischen Eisenbahnen immer der Fall zu sein scheint, rollte der Zug aus dem Bahnhof. Ich hatte einen Eckplatz, vergrub mich in die grünen Plüschpolster und ließ meine Gedanken spazieren gehen, ohne vorerst an Schlaf zu denken. Es hatte auch von den anderen Passagieren noch keiner die Füße seinem Gegenüber auf den Schoß gelegt, um zu schlafen.

Bald nach der Abfahrt kam der News Agent in den Wagen. Das ist der Mann, der mehr oder minder gut,



Ein Indianer, der zu den Bleichgesichtern ging





Weiß-Rot, die Farbe der Verbrüderung



Immer weiter dringt die Kultur in die Wildnis ein

aber doch todsicher ein wenig Deutsch versteht und auch sprechen kann. Er ist in jedem Zuge vorhanden, stammt meist aus Russisch-Polen und war vor dem Kriege mindestens einmal in Wien. Nach höchstens einer Stunde hat er die Witterung, wenn ein Deutscher im Wagen sitzt. Dann kommt er und sagt: „Sie sind auch ein Daitscher?! Wollen Sie nix koofen?"

Er hat alles, was einem Reisenden die Fahrzeit angenehm und kurzweilig machen kann. Die Gesellschaft, für die er arbeitet, und die ihn mit den Zügen fahren läßt, hat ihn News Agent getauft. News sind Zeitungen, so daß der Mann eigentlich nur Zeitungen verkaufen sollte. Doch in seinem kleinen Warenlager, das er in einer Ecke des letzten Wagens aufgestapelt hat, gibt es außer allen möglichen Zeitungen noch viele andere Dinge. Limonadenflaschen, Zigaretten, Armbanduhren, Detektivromane, Schokolade, Füllfederhalter, Kaugummi, Orangen, Drehbleistifte, Bananen, — kurz, alles das, was einem Reisenden zu materiellem oder ideellem Genusse reizen könnte. Ungefähr alle zehn Minuten geht er durch die Wagen. Einmal bietet er Bananen und Schokolade, dann Zeitungen, dann wieder Zigaretten an. Er bietet seine Ware immer wieder an. Wenn man hundertmal müde, gelangweilt oder beleidigt den Kopf schüttelt, beim hundertsten Male ist man vielleicht doch mürbe geworden. Dann hat der News Agent ein leises Lächeln um seinen Mund, wenn er die zehn oder fünfzig Cent in seine Hosentasche steckt.

Kurz, nachdem wir in Edmonton abgefahren waren, kam der News Agent mit seinen Zeitungen.

Die neueste Ausgabe des „Edmonton Journal". Sie roch noch nach frischer Druckerschwärze. Der Agent machte gute Geschäfte, man war froh, etwas zu tun zu haben, bis der

Schlaf kam. Ich hatte den ganzen Tag so viel Englisch gesprochen, daß ich froh war, nun einmal ein wenig Deutsch denken zu können. Mit mir machte der Agent keine Geschäfte.

Etwa fünf Minuten später hatte ich ein unangenehmes Gefühl. Das kam daher, weil mich ein Mann, der mir schräg gegenüber einige Bänke weiter vorne saß, unverwandt ansah. Sein Blick war so unverschämt abtastend und musternd, daß er mich aus meiner Ruhe brachte. Das wurde noch schlimmer, als ich plötzlich bemerkte, wie auch noch ein anderer Reisender, der in der Reihe neben mir saß, seine Blicke nicht mehr von mir nahm. Und es stieg mir heiß auf, als im Verlaufe von einigen Minuten noch drei oder vier andere Gesichter hinter ihren Zeitungen auftauchten und starr zu mir herübersahen.

Ich hatte zwar wieder meine kurze, kniefreie Hose an und das kleine grüne Hütlein mit dem Adlerflaum auf dem Kopfe, — das erregte immer etwas Aufsehen, doch in solchem Maße war das noch nie geschehen. Ich drückte die Nase gegen die Fensterscheibe und tat, als würde ich draußen in der stockfinsteren Nacht die interessanteste Landschaft sehen.

Da ließ sich plötzlich jemand neben mir nieder.

„Sie sind doch sicher Herr Schwerla?!"

Ich fuhr herum. Es war ein großer, blonder, braungebrannter Mann, der neben mir saß und das im schönsten Deutsch gesagt hatte. Er lächelte und streckte mir seine Hand entgegen.

„Robert Melchior heiße ich. Sie sind schon wirklich eine ‚Marke'!"

Da mir in der ersten Überraschung nichts Besseres einfiel, setzte ich ebenfalls ein Lächeln auf und ließ mir von ihm die Hand schütteln.

„Woher kennen Sie mich denn?“ fragte ich unsicher.

Er lachte, daß die Sprungfedern des Polsters knackten. Der ganze Wagen sah zu uns her. Der Blonde hielt mir eine Zeitung unter die Nase.

Nun wußte ich, was los war. Das „Edmonton Journal“ hatte mein Bild auf die Titelseite gedruckt, und aus der Plauderei, die ich am Nachmittag mit einem Reporter gehabt hatte, war ein Artikel geworden, der jedem, der es wissen wollte, Aufschluß über mein Leben gab, von meiner Geburt bis zu dieser Kanadafahrt.

Robert Melchior, ein Deutscher, der schon zehn Jahre lang in Alberta lebte, blieb diese ganze Nacht lang neben mir sitzen. Als er gegen vier Uhr morgens aussteigen mußte, drückte er mir lange und kräftig die Hand. Er fand nicht viele Worte zum Abschied und seine Stimme war wie ein Briefbogen mit Trauerrand.

Man weiß nicht, wie es endet, wenn es sich einer in den Kopf gesetzt hat, in einer Nußschale auf dem North Thompson River zu fahren. Man könnte auch vernünftiger ins Jenseits hinübersegeln.

„Fahren Sie wohl, Mister Schwerla! Denken Sie auch an den alten Melchior, wenn Sie drüben sind!“

Das Dröhnen der Räder verschlang seine zurückbleibende Stimme.

Der News Agent nahm für den Rest der Fahrt den Platz neben mir ein. Er erzählte mir von den schönen Tagen, die er vor dem Kriege in Wien verlebt hatte. Er erzählte mir, was der Deutsche im allgemeinen und ich im besonderen für ein mutiger Mann sei. Als ich um acht Uhr den Zug verlassen mußte, hatte er mir zehn Zigaretten, vier Päckchen Kaugummi, einen Hosenträgerschoner und ein deutsch-polnisches

Wörterbuch verkauft. Er winkte mir noch lange aus dem davonfahrenden Zuge zu.

Nun war ich in Jasper Park. Das ist der Erholungsort in den Rockies, in dem man nicht weniger als zehn, aber viel mehr als hundert Dollar im Tage ausgeben kann, um dafür eine entsprechend komfortable Unterkunft und Verpflegung zu haben. Um dieses Hotelunternehmen der Canadian National Railways — Jasper Park Lodge genannt — zu sehen, deshalb war ich hier ausgestiegen. In Edmonton hatte man mir die Adresse eines jungen Deutschen gegeben, der in Jasper arbeitete. Man hatte ihn von meiner Ankunft telegraphisch verständigt und ihn gebeten, mich am Zuge zu erwarten.

„Kennzeichen bayerisches Hütlein", hatte man mich ihm signalisiert.

Er brauchte nicht lange zu suchen. Ich stach mit meinem „Hütlein" mindestens ebenso auffallend aus der Umgebung, wie er es mit seiner roten Baskenmütze tat. Als wir nebeneinander durch den Ort gingen, blieben nicht wenige der Bewohner stehen, um uns nachzusehen. Und das bedeutet in Kanada viel.

Dieser Karl Gerber war ein Unikum. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, stammte aus Magdeburg und war seit vierzehn Monaten in Kanada. In Deutschland hatte er auf einer Fachschule Landwirtschaft studiert, dann hatten ihn seine Eltern nach Kanada geschickt. Er sollte sich ein wenig umsehen und sich dann irgendwo eine Farm kaufen.

Karl Gerber sah sich um. In den vierzehn Monaten erlebte er mehr, als ein Durchschnittsmensch in einem ganzen Leben. Er arbeitete als Farmarbeiter, Buschroder, Steinklopfer; fuhr als blinder Passagier zum Stillen Ozean, wurde in einer kleinen Station erwischt und eingesperrt und nach

einer Stunde wieder freigelassen, weil er so entzückende Kartenkunststücke konnte. Er war Kirchendiener, Zimmermädchen in einem Präriehotel und Hausbursche in einem Spielklub. Er trug acht Tage lang am Vormittage Werbeplakate der Heilsarmee durch die Stadt und am Abend die Betrunkenen aus einer heimlichen Bar in ihre Wohnung. Er tat alles und konnte alles. Als ich ihn in Jasper traf, hatte er eine Stellung in der Jasper Park Lodge. Dieses Hotel hat einen der schönsten und größten Golfplätze Amerikas. Karl Gerber hatte die Aufgabe, jede Nacht die Rasensprengmaschinen so lange über die Wiesen von einem Platz zum anderen zu fahren, bis der ganze Golfplatz am Morgen besprengt war. Dafür bekam er pro Nacht vier Dollar. Wenn es regnete, hatte er keine Arbeit und bekam auch nichts. Dann fluchte er über die himmlische Konkurrenz.

In einer kleinen Blockhütte in Jasper wohnte Karl Gerber mit einem deutschen Ehepaare zusammen in zwei Räumen. Als er mich am Morgen von der Bahn abholte, führte er mich dorthin. Das Hotelunternehmen Jasper Park Lodge lag etwa vier Meilen vom Ort Jasper entfernt. Die Häuser dieses Ortes waren grundverschieden von jenen, die man sonst in Kanada antrifft. Sie waren meist aus Stein und mit viel Geschmack gebaut. Sie waren ein Mittelding zwischen einem Schweizerhäuslein und einem englischen Landhaus. Von den Schweizerhäusern hatten sie das trauliche Zusammengeducktsein, vom englischen Landhaus die breiten Kaminausbauten, die schon von außen die Romantik behaglicher Innenräume mit glimmenden Scheiten in mächtigen Kaminen ahnen lassen. Die Häuser hatten gut gepflegte Vorgärten, die Straßen, an denen sie lagen, waren sauber, und die Kirche, die zwischen ihnen stand, war nicht gar so bescheiden, wie sie sonst in den kleinen Städtchen und Orten

des Westens stehen. Sie war zwar auch ganz aus Holz gebaut, doch ihr Kirchturm war mehr als nur ein kurzes Stümpflein.

Außerhalb des Ortes, versteckt zwischen Buschwerk und Nadelbäumen lag die Hütte, in der Karl Gerber wohnte. Es war ein niedriger, aus rohen Baumstämmen zusammengefügter Bau, eine richtige Blockhütte — ein Shack, wie man drüben sagt. Ein paar Stufen führten zur Tür, sie ging in einen Raum, der Küche und Gerbers Schlafgemach war. In der einen Ecke ein kleiner eiserner Herd, in der anderen ein selbstgezimmerter Tisch, in der dritten eine Bettstelle, die tagsüber Ottomane war, und in der vierten eine Anrichte. Neben ihr führte eine Tür in den zweiten Raum. Das war das Schlafgemach des deutschen Ehepaars Olters.

Es ist etwas Seltsames um das Schicksal der Menschen, für die es in der alten Heimat keinen Platz mehr gibt. Was sie dort auch gewesen sein mögen, was sie bedeutet haben — alles müssen sie vergessen, wenn sie auf fremder Scholle ein neues Leben bauen wollen. Otto Olters hatte den Krieg über als Offizier im Felde gestanden. Dreimal war er verwundet worden, dreimal ging er wieder hinaus. Nach dem Zusammenbruch gab es für ihn nichts mehr zu tun. Im März 1928 wanderte er nach Kanada aus. Ein Jahr später kam seine Braut nach, die beiden heirateten und suchten zusammen ihr Glück. Auf einer großen Farm in der Prärie arbeitete Olters als Farmknecht, seine Frau führte den Haushalt des Farmers. Drei Monate lang, dann fuhren sie in die Berge, nach Jasper. Als ich sie dort traf, arbeitete der Mann auf dem Golfplatz der Lodge — er hatte Gras zu schneiden und den Dünger auszuladen, der mit der Eisenbahn vierhundert Kilometer weit hergefahren wurde, — die Frau war als Zimmermädchen in einem kleinen Hotel in Jasper angestellt.

„Wir müssen hart arbeiten", sagte Otto Olters, als wir an jenem ersten Tage in seiner Hütte zusammensaßen. „Aber wir wissen, warum wir es tun. Wir wissen, daß wir in ein paar Jahren den Platz haben, auf dem wir leben können."

Das war viel Hoffnung.

„Und wenn Sie in Deutschland solche Arbeit getan hätten", meinte ich, „würden Sie dann nicht auch da vorwärtsgekommen sein?"

Olters lächelte. Er sah mich an.

„Solche Arbeit in Deutschland? Können Sie sich das vorstellen? Ein ehemaliger Offizier, der als Taglöhner auf einem Golfplatz Mist fährt, — dafür hat man in Deutschland zu wenig Verständnis und zu viel Tradition."

Er wurde ernst. Sein Lächeln verschwand.

„Sehen Sie", sagte er, „ich versuchte es drüben als Versicherungsagent, ich war Reisender für eine Seifenfabrik, ich tat all die Arbeit, für die man unsereinen geeignet hält, — es war gewiß nichts, was meiner Menschenwürde geschadet hätte, aber ich war vom ersten Augenblick an unten durch. Hier drüben kann ich Maurer oder Stiefelputzer sein, ich bin immer der Mensch, der sich durch seine Arbeit weiterbringen will, und damit genau so viel wert wie jeder andere. Wenn ich drüben in der Park Lodge arbeite, unterhält sich auch der reichste der amerikanischen Millionäre mit mir, und er denkt keinen Augenblick daran, daß er sich dabei etwas vergeben könnte. Vielleicht hat er einmal auch nicht anders angefangen, und er weiß, daß es nur die Arbeit ist, die einen Menschen wertvoll macht. Das ist es, was einem das Arbeiten so leicht werden läßt."

Seine Frau plättete auf dem kleinen Tisch neben uns die Schürzen, die sie als Zimmermädchen im Hotel brauchte. Sie

stammte aus einem guten Hause in Bremen. Dort hatte sie selbst ein Zimmermädchen gehabt.

Spät abends gingen wir erst zur Ruhe. Karl Gerber war um acht Uhr zu seiner Arbeit in die Park Lodge gegangen. Er hatte mir sein Bett zur Verfügung gestellt, da er die ganze Nacht über draußen war. Ich wickelte mich in die Wolldecke und blies die Kerze aus. Drüben im anderen Raum lagen Olters und seine Frau. Durch die dünnen Holzwände konnten wir gut plaudern. Wenn es dunkel ist, finden die Gedanken leichter ihren Weg. Wir sprachen von der Heimat. Von der Freude, die die Eltern haben würden, wenn die beiden in ein paar Jahren zu Besuch in die alte Heimat kommen würden.

Langsam schliefen wir dann ein.

Am nächsten Morgen lernte ich die drei Tiroler kennen. Nur ein paar Schritte von Olters' Shack entfernt stand ihre Hütte. Die Grundmauern waren dünne, mit Dachpappe verkleidete Holzwände, graue, verwitterte Zeltleinwand war als Giebeldach darüber gespannt. Dort wohnte Andreas Körber mit seiner jungen Frau und seinem Schwager. Sie kamen aus einem kleinen Tiroler Bergdorf. Man nannte sie in Jasper „die drei Tiroler".

„'s ischt so a' Sach' mit die Kanaderer", sagt der junge Körber, als ich neben ihm auf der selbstgezimmerten Bettstelle saß. „Sunst san' d' Leut' ja ganz handsam, ab'r verschteh'n tuascht sie um's Verreck'n nit!"

Sonst hatte er vorerst keine Sorgen, der braungebrannte Tiroler mit seinen blitzenden Zähnen und den schlauen, leuchtenden Augen. Er war im März mit seiner Frau über das große Wasser herübergekommen, und den Bruder hatten sie auch mitgebracht. Zuerst waren sie, wie alle, die nach Kanada kommen, um ihr Brot zu suchen, auf eine Farm in

die Prärie gegangen. Doch sie hatten es nicht lange ausgehalten. So himmelweit die Prärie auch ist, ihre Unendlichkeit drückt auf die Herzen der Menschen, die aus den Bergen kommen. Nichts sehen, als nur immer ebenes Land, immer und immer, wohin man auch schaut, — das ist nicht gut für einen, der auf dem Berg groß geworden ist. Das macht die Augen müde, daß sie ihren Glanz verlieren, und das Herz verkriecht sich traurig vor dieser Unendlichkeit, wo kein Anfang und kein Ende ist.

Und so waren die drei Tiroler dann in die Berge gegangen. Die beiden Männer hatten, wie Otto Olters, auf dem Golfplatz Arbeit gefunden, und sie fuhren zusammen mit ihm den Dünger auf die Wiesen. Am Morgen um sieben Uhr gingen sie die vier Kilometer zur Park Lodge hinüber, am Abend um sieben Uhr kamen sie wieder zurück. Derweilen werkte die junge Frau in der kleinen Hütte, kochte, wusch und strickte — und träumte zuweilen auch ein wenig von den Wäldern und Bergen der Heimat, die viel heimlicher und viel lieber sind als die in Kanada. Aber nur so vor sich hin, und ganz heimlich, daß es die Männer nicht merkten.

„Denn woascht", sagte sie zu mir, als die „Manner" fort waren und ich ihr half die paar Stücke Wäsche aufzuhängen, „sie ha'm 's nit gern, 's Red'n vom Dahoam. Woascht scho', wenn ei'm Mannsbild selm was druckt, aft will er ha'm, daß 's Weib schtill ischt. Es kunnt eahm leicht z'viel wer'n . . ."

Freilich, es mag schon manchmal ein wenig drücken, das Heimweh. In Tirol lachen im Sommer sonnscheinige Wiesen unter dem Berg, im Winter hat der alte Kirchturm eine große trauliche Haube, und wenn der Winter fort muß, kommt der Frühling wie ein Märchen, und sein Blühen macht die Menschen froh und glücklich. In Kanada aber hat es anders ausgeschaut. Da hat die Kathl umsonst auf

den Frühling gewartet, da hat der Regen den Schnee von den Bergen gewaschen, und ihr buntes Kopftüchl war das einzige Leuchten in all dem Grau. Es ist nicht alles über Nacht wieder lebendig geworden, langsam und ungut ist es aufgewacht, wie ein ganz Verschlafener, der zu früh aus dem Bett muß. —

Aber die Kathl wird sich auch daran gewöhnen, daß es in den Rockies keinen Frühling gibt. Sie wird sich dreinfinden, daß die neue Heimat nicht ganz so voller Märchen ist. Und warum soll sie ihr Daheim auch gleich ganz vergessen müssen? Wenn sie ihr Stückerl Heimat im Herzen behält, wird es ihr auch drüben in der Fremde Blüten schlagen.

Ein Urwald, 2½ PS und eine Fee

Acht Tage lang blieb ich in Jasper. Dann lud ich mein Faltboot- und Zeltgepäck wieder in einen Expreß der Canadian National Railways. Der obligate News Agent freute sich, wieder einen „Daitschen" im Wagen zu haben und ihm erzählen zu können, wie schön es vor dem Kriege in Wien gewesen sei. Es war zwar ein anderer als jener, mit dem ich nach Jasper gefahren war, aber er kannte mich, denn mein Bild aus dem „Edmonton Journal" war seinem Gedächtnis noch nicht entschwunden. Er bedauerte es sehr, als ich — ohne ihm etwas abgekauft zu haben — in Mount Robson den Zug verließ.

Mount Robson ist ein Name für zwei Dinge. Einmal ist es der höchste Berg der kanadischen Rockies, das andere Mal ist es die kleine Station, die nahe dem Fuße dieses Berges zur Berühmtheit wurde. Im Fahrplan liest man neben der Bezeichnung dieser Station die fettgedruckte An-

merkung: „Trains stop five minutes to view Mt. Robson, highest peak in Canadian Rockies.“ — Fünf Minuten hält hier der Zug, um den Passagieren genügend Zeit zu geben, den Fürsten der Rockies zu bewundern.

An jenem Morgen fuhr der Zug sogleich wieder an, nachdem er mich als einzigen, der nicht mehr weiter wollte, abgeladen hatte. Es war noch stockfinster, und der Mt. Robson hatte sich einen dichten Mantel aus zähem Nebel um den Leib gelegt. Ein paar Gesichter mit zerzausten Haaren und wässerigen Augen drückten sich an die Fenster der Schlafwagen, sahen zu der Sehenswürdigkeit hinauf, die man nicht sehen konnte, und fielen enttäuscht wieder zurück in das Dunkel ihres aufgeschreckten Schlummers.

Ausgesetzt wie ein Verbannter stand ich neben meinen Säcken. Das Pfauchen der Lokomotive verschwamm in der Ferne, die Schlußlichter des Zuges zerrannen im Dunkel, noch ein leises Singen in den Schienen, dann war ich allein.

Als alles Geräusch erstorben war, ging ich zu der kleinen Blockhütte, die durch ein großes Schild an der Frontseite als Station Mt. Robson bezeichnet war. Sie lag still und ohne Leben. Die Türe war verschlossen, sie gab nicht nach. Ich drückte meine Nase an die einzige Fensterscheibe, aber sie war blind, wie eine Fensterscheibe im Urwald nur sein kann. Ich pfiff und ich sang sogar. Man hatte mir einmal gesagt, mein Gesang würde sogar Tote erwecken. Aber es rührte sich nichts. Ich benützte die Stabtasche meines Bootes als Sturmbock, um einen so gottgesegneten Schlaf dennoch zu stören, — es war nach meinem Angriff ruhiger als zuvor.

Es konnte niemand in der Hütte sein. Ich trug die Stabtasche wieder zurück zum anderen Gepäck und setzte mich auf den kleinen Berg meiner Säcke.

Der Bahnkörper wand sich an den Flanken eines mächtigen Bergstockes entlang. Von dort, wo die Schienen liefen, fiel der Berg noch etwa hundert Meter ab, dann kam ein breites Tal, dessen andere Seite das Massiv des Mount Robson und seiner Nebenberge bildete. Irgendwo dort drunten in diesem Tal mußte der North Thompson River fließen. In meiner Karte war er als dicke Linie eingezeichnet, in Wirklichkeit sah ich nicht die leiseste Spur eines Flusses. Nichts als Wald, ein Wipfel neben dem anderen, so dicht zusammengedrängt, daß das Ganze wie ein dicker, wolliger Teppich war. Ich versuchte, mit meinen Blicken das Dunkel zu durchdringen, um einen Weg oder wenigstens einen Pfad dort unten zu sehen. Ich sah nichts.

Wenn es aber eine Station gab, mußte es doch auch einen Weg geben. Daß jeder Reisende, der hier ausstieg, sich erst mit dem Beil seinen Pfad schlug, war nicht anzunehmen. Vielleicht führte er erst ein Stück ober- oder unterhalb der Station in den Wald hinein. Ich stand auf und ging die Schienen entlang, in der Richtung, aus der ich mit dem Zuge gekommen war. Als ich lange genug gegangen war, ohne einen Weg gesehen zu haben, machte ich wieder kehrt. Nun war es das Beste, wenn ich mein Gepäck nahm und nach der anderen Richtung suchte. Wenn ich wieder nichts fand, blieb mir nichts anderes übrig, als zu sehen, wie ich ohne Weg zum Flusse fand. Ich stopfte mir eine Pfeife, freute mich über den warmen Rauch und belud mich mit meinem Gepäck. Auf dem Rücken den Bootsrucksack, auf der Brust den Sack mit Zelt und Schlafsack, unter einem Arm die Stabtasche, unter dem andern die Gummisäcke mit der photographischen Ausrüstung und dem Proviant, — so schlingerte ich die Schienen entlang, von einer Schwelle zur anderen.

Manchmal wird der Mensch zur Maschine. Ich vergaß fast, warum ich diesen Weg zwischen den eisernen Bändern ging. Bis ich plötzlich zur Seite eine Lücke im Buschwerk sah. Es war ein Pfad, — und wenn ich Glück hatte, führte er zum Fluß. Ich stopfte mir die zweite Pfeife und schlug mich in die Büsche. Leise summend ging ich das Pfädlein entlang, das wirklich kein vorzeitiges Ende zu haben schien.

Bald blieb ich wieder stehen. Die Säcke auf meinem Rücken und meiner Brust wetteiferten miteinander, mir mit ihren kantigen Leibern die Rippen einzudrücken. Ich beschloß, meine Ausrüstung in Etappen weiterzubefördern. Zuerst die eine Hälfte, dann die andere, jede immer ein Stück weit, die andere dann wieder holend.

Es ging glänzend. Bis ich plötzlich die eine Hälfte nicht mehr fand. Sie stand nicht mehr dort, wohin ich die andere bringen wollte. Das war peinlich.

Ich hatte die Stabtasche und den Bootsrucksack etwa fünfzig Meter vorausgetragen, hatte beides neben den Weg gelegt und war wieder zurückgegangen, um den anderen Teil zu holen. Dann mußte ich vom Wege abgekommen sein, oder es hatte zwei Wege gegeben. Es war im Walde, in den ich inzwischen gekommen war, so dunkel, daß ich eine Gabelung leicht übersehen konnte.

Mit weitaufgerissenen Augen ging ich den Weg zurück. Ich fand keine Gabelung. Ich ging wieder vorwärts — und fand keinen Bootsrucksack. Es blieb nichts übrig, als den Weg zu verlassen, um zwischen den Bäumen zu suchen. Nach ein paar Minuten hatte mich der Wald verschlungen. Nun hatte ich gar keinen Weg mehr. Aber nach einer halben Stunde fand ich den anderen Teil meines Gepäckes. Einsam und rätselhaft lag er mitten im Walde.

Die Freude, die dieses Wiedersehen in mir entfacht hatte,

hielt nicht lange an. Trotzdem es inzwischen heller geworden war, fand ich nicht mehr zum Weg zurück. Nun steckte ich mitten im schönsten Urwaldgewirre. Von Grund und Boden war nicht viel zu merken, wohin ich trat, versank und verfing ich mich in Gestrüpp, Wurzelwerk und Schlingpflanzen. Bis hoch über meinen Kopf hinaus wucherte eine Mauer von stechendem, kratzendem Buschgewirre — dazwischen lagen kreuz und quer, mit spitzigen Aststümpfen als Widerhaken, Baumleichen über Baumleichen. Das alles steckte zwischen einem Fallgitter von dicken, himmelhohen Baumriesen. Es war ein einziges, tückisches Fangnetz, in dem ich verraten und verkauft war.

Schnell wandelt sich in diesen Gegenden die Nacht zum Tage. In ein paar Minuten war die Dämmerung über die Berge gekrochen, hatte den Himmel licht gemacht, und nun hingen rote, gelbe und blaue Flecken über mir zwischen den Zweigen. Das war alles, was mich der Urwald vom Morgenhimmel sehen ließ. Doch dort, wo die Flecken besonders hell waren, mußte die Sonne kommen, dort war also Osten, und ich wußte wenigstens, welche Richtung ich nehmen mußte. Behangen mit meinem Gepäck, das sich alle Augenblicke im Busch- und Zweigwerk verfing, kreuzte ich durch den Verhau des Waldes.

Dann wurde es sumpfig. Zuerst quatschte es unter den Füßen, ein wenig später gurgelte es bis über die Knöchel empor, und zum Schlusse plätscherte es bis zu den Knien hinauf.

In Familienzeitschriften und Unterhaltungskalendern gibt es schöne Erzählungen von jungen Männern, die auf dem Wege zu ihrer Liebsten von einem Irrlicht oder sonst einem Schurken verleitet werden und im Moor versinken. Daran mußte ich denken, als ich ein Bein nach dem andern aus dem

Moraste zog, in dem ich bei jedem Schritt versank. Da ich aber nicht zum Kammerfensterln nach Kanada gekommen war, schien es das Schicksal besser mit mir zu meinen und ließ mich nicht ganz im Sumpfe verschwinden. Die Feuchtigkeit des Geländes nahm plötzlich wieder ab, bis meine Beine dann wieder anstatt im Morast, im tiefen, goldbraunen Moos und im trockenen Buschwerk stecken blieben. Nun hingen auch ein paar Sonnenkleckse zwischen den Zweigen, und es wurde warm. Feuchte, sumpfige Wärme war es, die brütend über aller Bewegung liegt und müde und kraftlos macht. Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baum und putzte mit dem Zweiglein eines Schlinggewächses meine Pfeife aus.

Da hörte ich ein Geräusch. Es war so plötzlich aufgesprungen und klang so sonderbar, daß ich das Zweiglein im Pfeifenrohr abbrach, als der Ton an mein Ohr schlug. Es hämmerte und zischte, dunkel und hell durcheinander — es konnte ein Klopfgeist oder ein fauchender Tiger sein. Da es im kanadischen Urwald nach verläßlichen Berichten keines von beiden gibt, mußte es etwas anderes sein.

Sprungweise kam es näher. Nun war es wieder eine Dampfsäge.

„Pfff—pfff—tschsch—tschsch!"

Ich sprang auf. Es war ein Motor.

Es konnte nur ein Motor sein, und er war ganz nahe. Deutlich hörte ich das Klopfen und Zischen der Ventile. Es mußte ein Ding sein, wie man sie in unsere Leichtmotorräder kurz nach dem Kriege einbaute. Viel Lärm um nichts. Wie aber kam ein Motor in diesen Urwald? Und wo war er?

Ich kletterte auf den umgestürzten Baum, sah über die Büsche hinweg und äugte durch die Bäume. Ich sah nichts als Wald. Dafür war es plötzlich, als würde sich das Ge-

räusch des Motors wieder entfernen. Da schrie ich. Kurze, markerschütternde Schreie stieß ich aus, so, wie ich es in der Indianerzeit meiner Kindheit getan hatte, wenn ich mit einem Aste in der Hand einen feindlichen Krieger vor mir her durch den Münchener Englischen Garten hetzte.

Da wurde es plötzlich still. Der Motor hörte auf zu fauchen, und dann kam eine Stimme durch den Wald.

„Hä—lo—u! —!"

Rauh und heiser, wie ein schlecht eingestellter Lautsprecher, der eine Konservenbüchse als Membrane hat.

Ich rief wieder, die Stimme rief zurück, und so riefen wir uns zusammen. Nachdem ich mich etwa fünfzig Meter durch den Wald gearbeitet hatte, kam ich auf eine kleine Lichtung. Als schmaler Einschnitt zog sie sich durch den Wald, als hätte man sie mit einer zwei Meter dicken Säge in das Dickicht geschnitten. Als ich in diese Waldgasse hinaustrat, stand ich vor dem seltsamsten Auto, das es auf der Welt geben kann.

Wenn man die Trümmer einer in die Luft geflogenen Alteisenhandlung zusammensetzen und an die vier Ecken je ein Kinderwagenrad stecken würde, müßte ein ähnliches Vehikel zustandekommen. Zweifellos sollte es ein Auto darstellen — dafür sprach die riesige Hupe, die mit einem Bindfaden an der Seite angeknüpft war — doch das Ding sah aus wie eine fahrbare Badewanne, die nach einem Erdbeben aus einem verschütteten Bergwerk ausgegraben wurde. Wenn es etwas gab, das noch gebrechlicher und grotesker aussah als dieser Wagen, dann war es der Mann, der auf ihm thronte.

Dieses Wesen, das wie eine gütige Fee zu meiner Rettung erschienen war, bestand in der Hauptsache aus einem Paar ungeheuer langer Schaftstiefel und einem unendlich breiten



„Bitte, wo geht es hier zum Fluß?"



Kanadischer Urwald



SUNDAY PROVINCE

MAGNA CARTA

REGAINS COAL TRADE

Canoeing Through West

$150,000 TO BE LOANED TO B.C. FARMERS

FIRST EVER MADE IN CANADA

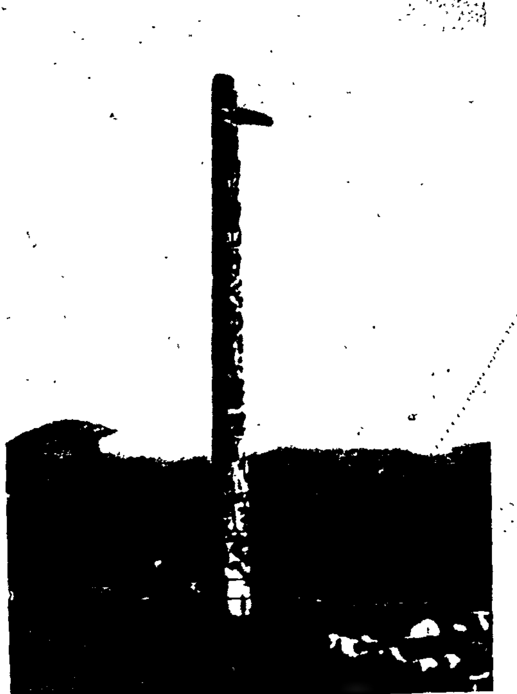
Bucks Swift Streams of Pacific Slope In Rubber Boat

RACING AROUND WORLD ON BET

WOMAN HURT ON HIGHWAY

RUMBLINGS OF LABOR TRO

Der Fremdling mit dem seltsamen „little“ Boot



Alter indianischer Totempfahl

Schlapphut. Über den Stiefelschäften leuchtete ein knallgelbes Halstuch, und zwischen ihm und der Hutkrempe glühte ein blaurot schillernder Knollen, dessen untere Seite zwei dunkle Höhlungen zeigte, aus denen graugrünes Moos hervorwuchs.

Das Ganze war Joe. Wieder ein Joe. Er hatte einen kurzen Fuß und einen Geburtsfehler in der Aussprache. Jedesmal, wenn er ein „t" sprach, zischte es auf den heißen Kühlerrippen des Motorzylinders, als hätte es darauf geregnet.

Als wir uns sahen, blieben wir erst einmal eine Weile stehen. Joe hatte das gleiche Recht, sich über meinen Aufzug zu wundern, wie ich mich über seine Erscheinung wunderte. Nach diesem Schweigen fing Joe als erster zu reden an.

„Hallo!" sagte er noch einmal. Dabei tat sich unter dem blauroten Knollen ein schwarzes Loch auf, in dem ein paar grüngelbe Zahnruinen schimmerten.

„Hallo!" sagte auch ich, wie ich es in Kanada als Sitte der Begrüßung gelernt hatte. Daraufhin blieb das Loch eine ganze Weile geöffnet.

Woher ich käme. Wie ich hierher käme. Wohin ich wollte, und wer ich sei. Die Fragen kamen ohne Pause aus Joes Mund. Während sie auf mich einschnarrten, versprach ich mir, nie mehr etwas über die Klangunreinheit meines heimatlichen Lautsprechers zu sagen. Seine Töne waren reine Engelsstimmen gegen das, was hier über mich hersägte. Als Joe fertig war, antwortete ich, so gut ich konnte. Man kann in Romanen Ausländer sehr gut gebrochen Deutsch sprechen lassen, ohne sich über die Wirkung beim Leser Sorge machen zu müssen. Ich will jedoch den Versuch unterlassen, auch meine gebrochene englische Rede wortgetreu zu bringen. Es verstand sie kaum Joe, wie sollte sie der

geneigte deutsche Leser verstehen. Ich beherrschte in jenen ersten Tagen die Sprache des Landes so sehr, daß ich am besten verstanden würde, wenn ich gar nicht oder mit den Händen redete.

Während seines Verhöres hatte Joe die Krempe seines Trapperhutes aus der Stirne gezogen, um mich besser sehen zu können. Es waren ein Paar Äuglein frei geworden, die nur von einem Fuchse stammen konnten. Die faltigen, pergamentartigen Lider ließen ganz selten etwas von den Pupillen sehen, manchmal aber schoß das Pergament in die Höhe, und dann funkelte es grau und listig darunter hervor. Der ganze Mann mußte mindestens siebzig Jahre alt sein, seine Augen aber waren um fünfzig Jahre jünger.

Während ich mit meinen Armen in der Luft nach Worten angelte, sah mich Joe schweigend an. Er schob dabei das braune Pulver des Schnupftabaks, den er als Kautabak verwendete, langsam von einer Mundecke in die andere und spuckte dann und wann das, was er nicht brauchte, in den Wald. Es dauerte lange, bis er wußte, was ich hier wolle. Als ich glaubte, daß ich nichts mehr zu sagen hätte, rollte Joe seinen Schnupfkautabak für eine Weile unter seine braunhäutige Zunge.

„Well", sagte er, „du bist verrückt."

Das Wort „verrückt" hatte ich in der Schule nie übersetzen müssen, und darum kannte ich es nicht.

„Bitte, sagen Sie es noch einmal", bat ich ihn, „ich verstehe nicht, was Sie meinen."

Er sagte es noch einmal. Daß ich verrückt sei. Daß nur ein Schwachsinniger auf den Gedanken kommen könne, auf dem North Thompson River in einem Kahn zu fahren. Und daß er mir rate, wieder zu meiner Mutter zurückzukehren, um ihr beim Spülen des Geschirrs behilflich zu sein.

Keines dieser Worte hatte in meinen Schulbüchern gestanden, und darum mußte er sie so oft wiederholen und umschreiben, bis ich wußte, was er meinte. Er kam dabei so sehr in Schweiß, daß auf seinem Nasenknollen funkelnde Diamanten wuchsen, und er sprach so eindringlich, daß die Kühlerrippen des Motorzylinders in einem fort zischten. Da sich auch auf meinem Gesichte ein merklicher Niederschlag bildete, trat ich im Verlaufe des Gespräches einige Schritte zurück.

„Ich habe leider keine Zeit, dich nach der Station zu fahren", sagte Joe. „Aber wenn du in dieser Richtung weitergehst, kannst du in zwei Stunden dort sein. Du hast Zeit genug, denn der nächste Zug passiert die Station erst kurz vor Mitternacht."

Ich fragte ihn, wie weit es noch bis zum Flusse sei.

„Das ist verschieden", meinte Joe, „für gewöhnlich geht man den Weg in zwei Stunden. Ich schätze, daß du in fünf Stunden so weit sein könntest, deine hinterbliebenen Kinder unglücklich zu machen."

„Ich habe keine Kinder", sagte ich. „Willst du mich zum Flusse fahren?"

„Du hast keine Kinder?!" Die Fuchsäuglein bekamen einen traurigen Schimmer. „Was bist du für ein unglücklicher Mensch. Dann wird niemand da sein, der dich beweint. Man sollte für solche Fälle immer Kinder haben. Ich habe dreizehn."

Dieses Zahlwort sprach er in der englischen Übersetzung so kräftig aus, daß ich noch um einen Schritt zurückging.

„Nicht wahr", lächelte Joe, „da staunst du! Aber wenn du sie erst sehen würdest! Was haben sie ihrem Vater schon für Freude gemacht. Das jüngste feiert morgen in Calgary seine silberne Hochzeit."

Er sah auf eine große Blechbüchse, die er aus der Brusttasche des Hemdes zog. Es schien eine Uhr zu sein.

„Aber ich habe noch Zeit", sagte er. „Wenn du dein Leben wirklich aufgeben willst, fahre ich dich zum Flusse."

Er war also doch die gütige Fee. Ich holte mein Gepäck aus dem Dickicht und lud es auf seinen Wagen. Dann setzte ich mich neben ihn. Das heißt, ich ging neben ihm in die Kniebeuge, denn die eisernen Querstäbe, die er mir als Platz anbot, waren so niedrig angebracht, daß sie mir als Sitzfläche zu unbequem waren.

„Es ist ein herrlicher Wagen", sagte Joe. „Der Motor ist nur zweieinhalb Pferde stark, aber er zieht wie hundert Büffel."

Vorerst zog er gar nicht. Er fing nur schrecklich zu zittern an, als Joe auf den Anlasser trat. Vorne stieg gelber Dampf aus dem Kühler, und hinten fiel meine Stabtasche vom Wagen. Als ich sie wieder aufgeladen hatte, gab Joe Gas.

Auf dem Münchener Oktoberfest gab es einmal eine Volksbelustigung mit dem Namen „Wilder Esel". Man setzte sich in ein altes Fordauto und fuhr damit im Kreise. Dieses Auto konnte sich auf den beiden Hinterrädern kerzengerade in die Höhe stellen, es konnte sich in dieser Stellung um sich selbst drehen, und es konnte, — da seine Achsen gebogen waren — wie ein betrunkener Ziegenbock über die Bahn hüpfen.

Dieser „Wilde Esel" mußte eine minderwertige Nachahmung von Joes Auto gewesen sein. Dieser Wagen, auf dem ich durch den Urwald fuhr, war eine ins Technische übertragene Revolution. Er brachte alles durcheinander, er kehrte das Unterste nach oben. Sein Start war der Todessprung eines reißenden Tigers, und sein Fahren war das

Gehopse eines wahnsinnig gewordenen, Foxtrott tanzenden Kamels. Das in der Stabtasche verpackte Bootsgerüst klapperte mit meinen Knochen um die Wette, und wenn es wieder einen Krach tat, wußte ich nicht, ob das nun in der Stabtasche, in meinem Leibe oder im Motor dieses zweieinhalbpferdigen Ungeheuers war.

Joe saß lächelnd neben mir. Sein Hut war ihm wieder über die Stirne auf die Nase herabgerutscht, so daß ich nur das Grinsen um seine zusammengekniffenen Lippen sehen konnte. Und ich sah es nur verschwommen, denn das Rütteln und Springen des Wagens ließ meine Blicke keine scharfen Linien sehen.

Man gewöhnt sich an vieles. Als ich mich an diese Fahrerei gewöhnt hatte, merkte ich, daß Joe in der Richtung fuhr, die zur Station führen mußte.

„Joe", sagte ich in möglichst kurzen Silben, und so gut es ohne zu stottern ging, „ich will zum Fluß!"

Joe nickte.

„Wir müssen sehen, daß wir einen Platz finden, auf dem ich den Wagen wenden kann", sagte er. So ruhig, als säße er nicht auf diesem, jede Rede zerhackenden Ungetüm. Als wir wieder eine halbe Stunde gefahren waren, seufzte ich. Da nahm Joe das Gas weg, und der Wagen lief langsam aus. Eine Bremse hatte er nicht.

„Wir müssen es anders machen", sagte Joe, indem er von seinem Sitze sprang. „Als ich mir den Weg durch den Wald schlug, dachte ich nicht daran, daß ich auch einmal wenden müsse." Er fing an, mein Gepäck vom Wagen zu laden. Ich sah ihm verständnislos zu. „Greif zu, Junge!" munterte er mich auf. „Wir müssen den Wagen hochstellen und umdrehen."

Ich griff zu. Ich half ihm, alles abzuladen, was auf dem Wagen lag. Mein Gepäck, ein Reitsattel, zwei Ölkannen, eine Nähmaschine mit Handantrieb, das Obergestell eines Kinderwagens, ein Terrarium mit einer Eidechse und zwei weißen Mäusen, eine in Schweinsleder gebundene Hausbibel und drei Flaschen, auf die ein Totenkopf gemalt war, die aber sehr stark nach Whisky rochen.

„Das sind die Geschenke für meinen Jüngsten", schmunzelte Joe, als er mein verwundertes Gesicht sah. „Gib acht auf das Glas mit den Tieren, — es darf nicht erschüttert werden", setzte er besorgt hinzu. Dann ging er an die Vorderseite des Wagens, spuckte in die Hände und packte die Vorderachse zwischen den Rädern. Im nächsten Augenblick stand der Wagen auf seinen Hinterrädern.

„Hilf mir drehen!" kam es unter dem Eisengestell hervor. Ich stürzte hinzu und half drehen. Ruckweise gaben wir dem Wagen die andere Richtung. Als er so stand, wie er sollte, holte Joe das Vorderteil wieder zur Erde herab.

„Allright!"

Wir luden die silbernen Hochzeitsgeschenke für den Jüngsten und mein Gepäck wieder auf, nahmen unsere Plätze ein, Joe gab Gas, und wir fuhren den alten Weg wieder zurück. Nach einer Stunde wurde dieser „Weg" so schmal, daß Joe seinen Wagen kaum mehr durch die Enge quälen konnte. Das Gezweige der Bäume hatte sich längst wieder über unseren Häuptern geschlossen, von seiner Höhe herab angelten entsetzlich widerborstige Gabeläste nach unseren Köpfen, von unten her hatten es Wurzelwerk und Gestrüpp darauf abgesehen, uns von unserem fröhlich darüberspringenden Gefährt zu schleudern. Ich stimmte aus dankbarem Herzen in das ersterbende Seufzen des Motors ein, als der Wagen plötzlich stehen blieb.

Joe schob seinen Hut wieder aus der Stirne und wischte mit seinem Arm über die freigelegte Pergamenthaut.

„Well", lächelte er, „nun ist der Weg zu Ende."

Ich sah zuerst den Wald, dann ihn an.

„Und wo ist der Fluß?"

Joe deutete über das noch zitternde Steuerrad hinweg, geradeaus in den Wald hinein.

„Dort fließt der North Thompson River. Wenn du nicht zu langsam bist, kannst du in einer Stunde an seinem Ufer sein."

Ich fühlte plötzlich, daß mir nicht ganz behaglich war.

„Der Weg führt doch sicher noch bis zum Fluß?" fragte ich schüchtern.

„Er ist hier zu Ende!" Joe zeigte rechts in den Wald hinein. Ich sah etwas Dunkles, Massiges durch die Bäume und Büsche schimmern. Joe streichelte mit beiden Händen über seine Schaftstiefel, in der Gegend, wo die Knie liegen mußten.

„Das ist meine Garage!" sagte er stolz. „Von hier aus habe ich den Weg zur Station geschlagen. Von meiner Hütte bis hierher muß ich zu Fuß gehen; der Wald war so dicht, daß er hinter mir zuwuchs, während ich ihn vor mir schlug. Aber es ist nur eine Meile zu gehen. Wenn ich Zeit hätte, würde ich dir die Hütte zeigen."

Ich dankte ihm vielmals. Wenn er sich nicht beeilte, würde er vielleicht gerade noch zur goldenen Hochzeit seines Jüngsten kommen. Und das wollte ich nicht. Aber seine Garage mußte ich ansehen. Sie hätte nicht zum Wagen gepaßt, wäre sie anders gewesen, als sie war. Das Brett, das mir auf den Kopf fiel, als ich die Innenarchitektur des Raumes bewunderte, zerbröckelte in viele kleine Teile, weil

es — wie mir Joe sagte — schon anfing, ein wenig morsch zu werden.

Leider hatte Joe keine Zeit mehr, sich länger meiner anzunehmen. Ehe er wieder auf seinen Wagen stieg, klopfte er mir auf die Schulter.

„Sieh zu, daß du nicht ersäufst“, sagte er blinzelnd, „es wäre schade um dein Hütlein!“

Er drückte mir die Hand und kletterte auf seinen Thron. Der Anlasser kratzte, der Wagen fing zu zittern an, vorne puffte gelber Dampf aus dem Kühler. Joe streckte mir noch einmal die Hand herunter.

„Du bist allright!“

Sprach's, gab Gas und hüpfte mit seinem Wagen in den Urwald hinein, — traumhaft und ohrenbetäubend, wie er erschienen war.

North Thompson River

Joe hatte sich nur ein klein wenig verrechnet. Ich brauchte nicht eine Stunde, bis ich am North Thompson River war, ich stand schon in einer halben an seinem Wasser. Oder besser gesagt, über seinem Wasser, denn das floß etwa zehn Meter tief unter mir zwischen den Felsen.

Ich warf mein Gepäck ab und ging zuerst ein Stück flußabwärts, um eine Stelle zu suchen, die mich zum Wasser kommen ließ, ohne daß dies in einem Sturzflug geschehen wäre. Ich ging ziemlich lange, ohne etwas anderes zu finden als abschüssige Wände. Dann ging ich wieder zu meinem Gepäck zurück und ein Stück flußaufwärts. Ich fand auch hier nichts. Fast senkrecht fielen die Felswände zum Wasser ab. Wo sie nicht fester Fels waren, zogen sich

steile Sand- und Geröllrinnen hinab. Bei jedem Versuch, dort hinunter zu kommen, rutschten Sand und Steine unter den Füßen davon, um polternd und klatschend drunten im Wasser zu landen.

Schließlich aber mußte ich hinunter. Ich suchte mir eine Rinne, die einigermaßen zahm war, und dort versuchte ich es erst einmal ohne Gepäck. Es ging leidlich. Ich kletterte wieder hinauf, nahm den Bootsrucksack auf den Rücken und die Stabtasche unter den Arm und trat den Abstieg an. Das Tempo ließ nichts zu wünschen übrig. Das Gepäck vermehrte mein Gewicht so sehr, daß ich — erst einmal in Schwung gekommen — nicht mehr zum Stehen kam. Wie man in den Karen des Hochgebirges „abfährt", rutschte ich mit allem, was um mich war, zur Tiefe. Neben mir rieselte und polterte es, unter mir spritzte das Wasser unter dem aufprallenden Geröll als weißer Gischt gegen die Wände. Das gab einen Lärm, der nur noch vom Tosen des Flusses übertönt wurde.

Viel schneller, als ich es bisher gewohnt war, kam ich diesmal zum Ziele. Als ich unten landete, wollte die Stabtasche in ihrem Schwung gleich hinein in das Wasser. Doch ich hatte ihren Tragriemen zwischen den Fingern, und sie war auch nicht schwer genug, um mich — wie sie wollte — mit in den Fluß nehmen zu können. Ich steckte sie zwischen zwei Felsblöcke, legte den Rucksack dazu und sah mich nach einem Platz um, auf dem ich das Boot aufbauen konnte.

Es sah traurig aus. Dieser untere Uferrand bestand in seiner Hauptsache aus einem Verhau wirr durcheinandergeworfener Felsblöcke, die spitzig und kantig, ohne eine Fläche zu bilden, meinen Absichten trotzten. Ich hatte das zwar auch schon von oben aus gesehen, da ich aber bei meinem Auf- und Abwärtswandern überall das gleiche Bild

gesehen hatte, schien es mir gleichgültig zu sein, wo meine Versuche scheiterten. Nun mußte ich sehen, wie ich zurechtkam. Mit gutem Willen läßt sich vieles machen, und ich fand dann auch eine Felsplatte, die groß genug war, daß ich mein Boot auf ihr aufbauen konnte.

Ehe ich mich an die Arbeit machte, mußte ich noch die anderen Stücke des Gepäcks zur Tiefe befördern. Mit einem zweimaligen Abrutsch war es getan. Die Sonne stand gerade im Mittag, als alle meine Säcke und Packen zwischen den Felsblöcken des Ufers lagen.

In Europa baut man ein Faltboot in ungefähr zwanzig Minuten zusammen. Am North Thompson River brauchte ich drei Stunden dazu. Die Felsplatte, auf der ich arbeitete, war zwei Meter breit und reichte von ihrer unteren, dem Flusse zugewandten Seite drei Meter zu den über ihr liegenden Felsblöcken empor. Sie lag so schief zwischen den anderen Blöcken, daß nichts auf ihr liegen blieb. Hatte ich die Stäbe und Leisten des Gerüstes mit vieler Mühe in die richtige Lage gebracht, um sie dann untereinander zu befestigen, rutschten sie im nächsten Augenblick wieder davon. Bis es so weit war, daß die beiden Gerüsthälften zusammengebaut waren, lagen die Spuren meines Schweißes als feuchte, dunkle Flecken auf der Platte. Dabei war aber erst der kleinste Teil der Arbeit getan. Als ich mich daranmachte, die Gerüsthälften in die Haut zu spannen, kam ich zu der Überzeugung, daß es mir auf dieser Platte nie gelingen würde. Die rote Gummihaut dachte nicht daran, so, wie sie sollte, ihrer ganzen Länge nach liegen zu bleiben. Immer wieder kam das obere Ende herabgerollt, dann kletterte ich wieder auf allen vieren die Platte empor, um es von neuem zu versuchen. Ich rutschte nicht weniger als meine Bootsteile, und erst viel später kam ich auf den Ge-

danken, die Schuhe und Strümpfe auszuziehen, um mich mit bloßen Füßen besser auf dem glatten Stein halten zu können. Da ich, wollte ich mich photographieren, meine Aufnahmen mit dem Selbstauslöser knipste, mußte ich zwischen diesem Felsgerümpel auch noch einen Platz für das Stativ suchen, und das erhöhte die Vielseitigkeit meiner Arbeit noch um ein gutes Stück.

Das alles geschah zu einer Zeit, da die Sonne in Weißglut stand. Der Fels war heiß, daß er die nackten Sohlen brannte; trotz der Nähe des Flusses war die Luft trocken und überhitzt. Selbst als ich nur mehr die kurze Hose am Leibe hatte, drückte mich die Last dieser lähmenden Hitze. Ich hatte einen Durst, der durch die Arbeit nicht kleiner wurde, doch es gab nichts zu trinken. Der North Thompson River führte Hochwasser, — gelb und trübe wälzte es sich zwischen den Felsen. Einmal versuchte ich einen Becher voll zu trinken, ich goß ihn schnell wieder aus.

Es war schon Nachmittag, als das Boot fertig auf dem Felsen lag. In der letzten Viertelstunde hatte ich noch Besuch bekommen, und der sah nun mit erstaunten Augen das vollendete Werk. Es war ein Stachelschwein, das irgendwo zwischen den größeren Blöcken geschlafen hatte und dann, aufgeschreckt vom Klappern der Stäbe — vielleicht auch von meinen wenig freundlichen Selbstgesprächen — aus seinem Versteck hervorgekommen war. Regungslos sah es mir zu, ohne seinen Platz aufzugeben, wenn ich auch ganz in seine Nähe kam.

So stand nun zum erstenmal ein Faltboot am Ufer eines kanadischen Wildflusses. Als greller, roter Fleck leuchtete es zwischen dem Grau der Felsen und dem dunklen Grün der Bäume. Es war ein einsitziges Klepperboot, das ich mit auf diese Reise genommen hatte. Was ich vor der Abreise nach

Kanada über seine Bergflüsse gelesen, hatte mich bestimmt, ein Boot zu nehmen, das so leicht und wendig als möglich, und bei dieser Wendigkeit noch so stabil und breit als möglich war. Ein ausgesprochenes Sportboot wäre zu wacklig, und ein Wanderboot zu plump gewesen — der Klepper „Vagabund“ war mir als das richtige Mittelding erschienen. Auch seine starke Walroßhaut versprach, den scharfen Felskanten möglichst zu trotzen, und das erwies sich auch als richtig. So sehr die Haut während meiner Fahrten auch zerkratzt wurde, Löcher bekam sie nie. Es war kein besonders für diesen Zweck gebautes Boot, ich hatte es mir, wie auch meine Zeltausrüstung, in den Rosenheimer Klepper-Werken aus der Serie ausgesucht. Als ich meinen „Vagabund“ wieder nach Deutschland zurückbrachte, sah er zwar nicht mehr ganz so neu aus, wie ich ihn mitgenommen, aber er hatte das gehalten, was ich mir von ihm versprochen hatte.

Sehr problematisch war die Unterbringung meines Gepäckes in diesem doch immerhin recht kleinen Boot. Zelt, Schlafsack, Proviant, Photoausrüstung — alles zusammen eine recht gewichtige Ladung — mußte ich verstauen, ob es ging oder nicht. Natürlich ging es. Freilich kam es so, daß ich das Zelt und den Schlafsack in der Mitte des Bootes ausbreiten mußte, da vorn und hinten das letzte Raumrestlein ausgefüllt war, und das gab einen Hochsitz für mich, der der Stabilität nicht gerade zugute kam. Doch die Gesamtlast des vollgeladenen Bootes drückte es so tief ins Wasser, daß dieser Nachteil des pendelnden Schwergewichtes nicht so sehr zur Auswirkung kam.

An Proviant für die ersten Tage und eisernem Bestand hatte ich Speck, Hartbrot, einige Konserven, Schweinefett, gedörrtes Obst, Schokolade und Zwieback geladen. Salz, Zucker, Tee, Tabak und Streichhölzer hatte ich für die ganze

Reise mitgenommen. Um Gewicht zu sparen, hatte ich alles nicht in Dosen, sondern in leichten Beuteln, diese wieder in zwei großen Gummisäcken verpackt. Ein kleines Gummisäckchen mit Schokolade, Dörrobst, Zwieback, Tabak und Streichhölzern hatte ich stets in der Hosentasche. Das war für den Fall, daß mich ein nie vorauszusehendes Schicksal von meinem Boote und seiner Ladung trennte.

Das alles, dazu noch die vierundsechzig Kilogramm meines eigenen Lebendgewichtes, sollte mein „Vagabund" aufnehmen. Ich trug das Boot, über die Blöcke kletternd, zum Wasser und setzte es hinter einem Felsvorsprung, der die Strömung abmilderte, in den Fluß. Das Wasser war noch unruhig genug, um das Boot in einem fort auf- und niederspringen zu lassen. Dabei rieb seine Haut an den rauhen Kanten der Felsblöcke, so daß die ersten Schrammen gekratzt waren, noch ehe die Fahrt begonnen hatte. Trotzdem ich das Boot an Bug und Heck, so gut es ging, an den Blöcken mit der Bootsleine festgemacht hatte, schielte ich jedesmal, wenn ich wieder ein Gepäckstück holte, ängstlich zu ihm hinunter. Es riß und zerrte, sprang und tanzte, daß es sich jeden Augenblick losreißen und selbständig machen konnte. Ich schleppte das Gepäck so schnell wie möglich herbei, um meinem „Vagabund" nicht die nötige Zeit zum Ausreißen zu geben. Als alles, was ich hatte, neben dem Boot auf und zwischen den Felsen lag, fing ich an, es zu verstauen.

Dreimal belud ich das Boot, um jedesmal am Schlusse zu sehen, daß wieder nicht alles hineinging. Beim vierten Ladeversuch waren die Bestandteile des Gepäcks schon so sehr zusammengedrückt, daß er gelang. Ich suchte noch einmal in den Spalten zwischen den Felsblöcken nach kleinen Dingen, die sich verkrochen haben konnten, band dann das Boot los und stieg ein.

Feuertaufe

Ohne mir Zeit zu lassen, die Spritzdecke zu schließen, riß mich das Wasser vom Ufer ab. Mit dem einen Fuße war ich in das Boot gestiegen, mit dem anderen hatte ich mich vom Lande abgestoßen und — noch halb im Stehen — war es schon dahingegangen. Ich ließ mich auf meinen Sitz fallen, tat mit dem Paddel die ersten nötigen Schläge und äugte im übrigen sehnsüchtig nach der Spritzdecke, die vor meinen Knien auf dem Cockpit lag.

Das wasserdichte Stück Segeltuch hat die Aufgabe, die Sitzluke ganz dicht abzuschließen, um allem Spritz- und Überwasser den Eintritt in das Innere des Bootes zu verwehren. Zu diesem Zwecke steckt man die beiden Ränder der spitz nach vorn zulaufenden Decke in die Nuten des ebenso geformten hölzernen Süllrandes, der die Sitzluke umschließt. In ihrem Hinterteil, gerade über dem Sitz, hat die Spritzdecke eine runde Öffnung, das „Mannloch", deren Ränder sich um den Körper des Fahrers legen und durch Druckknöpfe ebenfalls wasserdicht geschlossen werden können. So sitzt der Bootsführer, so wie es auch bei den Kajaks der Eskimo der Fall ist, wasserdicht abgeschlossen in seinem Faltboot. Im Falle er kentert, ist er im Augenblick vom Boote losgelöst, da die Spritzdecke schon bei geringem Druck der Knie oder des Oberkörpers aufspringt und den Körper freigibt.

Das ist der Zweck der Spritzdecke. Sie wäre mir auf dieser ersten Strecke schon sehr zugute gekommen, hätte ich die nötige Zeit gehabt, die Spritzdecke zu schließen. Doch die Wellen schäumten und spritzten an meinem Boot empor, hoben es hoch, ließen es wieder niederklatschen, drehten es nach allen Seiten und sorgten dafür, daß ich das Paddel

nicht aus der Hand lassen konnte. Der Gischt der Wellen sprühte bis zu meinen Haaren, die grün-silbernen Leiber der Wellen zerbrachen an den Kanten des Bootes und fielen, sich auflösend und zerrinnend, zurück oder in das Boot. Es dauerte nicht lange, dann plätscherte es kalt um meine nackten Beine.

Ich hatte meinen Photoapparat in einem großen Gummibeutel um den Hals gehängt. Dazu ein paar Filmpacks in ihrer blechernen Tropenpackung. Das Säckchen mit ein wenig Proviant, Streichhölzern und Tabak hatte ich in der Tasche, die Pfeife im Munde. Wenn ich also umwarf, brauchte ich nur darauf zu achten, daß mir die Pfeife nicht aus den Zähnen rutschte, dann war ich für die ersten Stunden des Schiffbruches gerüstet.

Vorausgesetzt, daß ich nicht mitsamt der Pfeife im North Thompson River blieb.

Doch das war nicht anzunehmen. Ich hatte schon Schwimmen gelernt, als meinen Altersgenossen noch die Luft wegblieb, wenn ihnen beim Planschen das Wasser höher als bis zu den Knien ging. Wenn ich auch nie ein Langstreckenschwimmer geworden war, im Wildwasser der Bergflüsse hatte ich mich immer zu Hause gefühlt. Ich konnte auch mit den Kleidern schwimmen, und das wäre in diesem Falle an sich nicht schwierig gewesen, denn ich hatte nur die kurze Hose, ein Hemd und die leichten Bootsschuhe am Leibe. Alles andere steckte in wasserdichten Gummibeuteln im Boote.

Es wurde immer feuchter in meinem Fahrzeug. Nach einem halben Kilometer war es so weit, daß ich vor der Notwendigkeit stand, wieder an Land zu gehen, wenn es mir nicht gelang, die Spritzdecke zu schließen. Doch das Landen schien mir an diesem Stacheldrahtverhau-Ufer von spitzigen

Felsblöcken schlimmer zu sein als der gewagteste Versuch im Wasser. Ich angelte mit der einen Hand nach der Spritzdecke, tat dazwischen rasch wieder ein paar Paddelschläge, zog sie an meinen Körper, drehte das Boot rasch wieder in die richtige Lage, fingerte wieder an der Spritzdecke herum — so lange durcheinander arbeitend, bis die Spritzdecke geschlossen war. Sie spannte sich straff über der Sitzluke, nur dort, wo zwischen meinen Knien der kleine Rucksack lag, hatte sie einen Auswuchs.

Nun konnten die Wellen kommen. Solange sie nicht groß genug waren, meinen „Vagabund" auf den Kopf zu stellen, konnten sie mir nicht mehr viel antun. Nun fühlte ich mich sicher, und ich trieb das Boot mit kräftigen Schlägen durch das Klatschen und Schäumen des Wassers. Mit einer Geschwindigkeit von etwa zwanzig Stundenkilometer schoß das Wasser dahin. Gelbgrün, manchmal fast rotbraun schimmernd, gesättigt von der Mur der Gletschermoränen, die es von den Bergen stürzen, mit zu Tale gerissen. Dort, wo Riffe und Blöcke im Wasser standen und sich dagegen stemmten, kochten weiße Schaumköpfe auf dem Fluß. Sie wuchsen und blähten sich auf, fielen plötzlich rauschend und gurgelnd in sich zusammen, um im nächsten Augenblick wieder anzuschwellen. Große, weiße Blumen waren das, die aufblühten und wieder starben, wie es die Kraft des Wassers gebot.

Zu beiden Seiten des Flusses standen steil und kahl die Felswände des Ufers. Mehr als haushoch ragten sie über das Wasser empor. Grauer, toter Fels ohne Leben und Blühen, nur da und dort ein zwergkieferähnliches Krüppelgewächs mit ausgetrockneten Wurzeln in den Flanken der Wände hängend. Hoch droben stand ein dunkler, stumpfgrüner Saum saftloser Nadelbäume, dessen wirres Gezweige wild durcheinanderwuchs.



„Wo baue ich mein Boot auf?“ (North Thompson River)



Bootsaufbau mit Hindernissen am North Thompson River





Am North Thompson River

Über diesem sonnverbrannten Grau und Braun leuchteten die Berge und der Himmel. Am Fuße des Mount Robson, des Kaisers der kanadischen Rockies, hatte ich mein Boot in das Wasser gesetzt. Viertausend Meter hoch ragte sein Gipfel über mir in die Wolken, sah mir nach, unendlich lange, bis er dann langsam hinter den Wäldern und Wänden versank. Nun aber stand er noch in seiner ganzen Gewalt über mir. Winzig klein, wie ein rotes Splitterchen, schwamm das Boot zu Füßen des silbernen Riesen. Vom Gipfel bis herab zum Fuße des Berges hing ein mächtiger Gletscher, durchzogen von klaffenden, blauschimmernden Rissen, bestreut mit zuckerigem Pulverschnee, auf dem das Sonnenlicht funkelnd spielte. Darüber, klar und strahlend mit ein paar zerzausten Wölklein, der tiefblaue Himmel. Ringsum ein Kranz neuschneebedeckter Gipfel.

Wäre das Brausen des Flusses nicht gewesen, dieser Sommernachmittag hätte keinen Laut von sich gegeben. Nur das Wasser war in Bewegung, alles andere schien tot und ohne Leben zu sein.

Es blieb mir nicht viel Zeit, das alles zu sehen. Das Wasser riß mich mit sich, ich mußte mit den Augen immer voraus sein, um den Weg durch die Felsen und Widerwellen zu suchen und zu finden. Es war ein recht fröhlicher Tanz auf den Wellen. Wenn die Nase des Bootes tief in das weiße Perlen eintauchte, sprang sie im nächsten Augenblick wieder hoch empor, daß das Wasser in großen, funkelnden Tropfen und sprühendem Silberstaub von ihr zurück in den Fluß fiel. Auf der gestrafften Spritzdecke stand das Wasser in kleinen Seen, bis es beim nächsten Sprung, den das Boot vollführte, zu beiden Seiten wieder herunterrann.

Nach ungefähr fünf Kilometern hatte ich mich mit dem Boote so zusammengefühlt, daß ich nicht mehr an die Mög-

lichkeit des Kenterns dachte. Die Schwere meines Gepäckes und meines eigenen Gewichtes gaben dem Boot auch noch vermehrte Stabilität. Zuweilen — wenn die Wellen das Boot von der Seite her ansprangen — schlingerte es freilich, daß das Wasser von der einen Seite her auf das Oberdeck gerollt kam, im nächsten Augenblick aber besann sich mein „Vagabund" schon wieder auf seinen Gleichgewichtssinn und glich die Schwerpunktverschiebung nach der anderen Seite hin aus. Das gab eine Fahrt, die an Lebhaftigkeit in jeder Hinsicht nichts zu wünschen übrigließ.

Plötzlich schien es mir, als würde das Wasser ruhiger werden. Aus den spitzigen, schäumenden Köpfen der Wellen wurden breite, runde Rücken, die sich immer mehr verflachten. Sie wurden kleiner und kleiner, und dann waren sie ganz verschwunden. Das Tosen des Wassers wurde zu geschäftigem Murmeln, der North Thompson River war mit einem Schlage zahm geworden.

Zuerst wollte ich es nicht glauben. Es kam zu plötzlich auf diesem wilden Wasser, als daß es wahr sein konnte. Ich blieb mißtrauisch und ließ das Wasser vor mir nicht aus den Augen.

Doch es geschah nichts. Rein gar nichts. Das Wasser floß leise plaudernd neben mir her, der Fluß wurde immer breiter, die Uferwände immer niedriger. Da blieb mir nichts anderes übrig, als es zu glauben, daß der North Thompson nun auf eine Zeit hinaus still und friedlich sein wollte — wie ein Kind, das nach seinem Tollen zu Atem kommen will. Ich legte das Paddel vor mich hin und ließ mich treiben. Als das Wasser noch breiter und stiller wurde, zog ich die Spritzdecke zurück. Der Rucksack, der zwischen meinen Knien lag, hatte sie steif und müde gemacht, sie freuten sich, als ich nun mit ihnen gymnastische Übungen machte, um sie wieder

aufzuwecken. Ich hob die Füße zu beiden Seiten über das Boot hinaus und schaukelte ein klein wenig hin und her, so daß die Füße abwechslungsweise in das Wasser tauchten. Droben am blauen Himmel, über dem weißen Glitzern der Berge hing die Sonne als goldene Scheibe. Ich sah ihr so lange ins Gesicht, bis meine Augen zu blinzeln anfingen und daran dachten, zu schlafen.

Das durfte nicht sein. Ich angelte meinen Tabaksbeutel aus der Hosentasche und stopfte meine Pfeife. Zurückgelehnt, die Füße noch über Bord, blies ich die hellblauen Wölklein zum dunkelblauen Himmel. Und schickte ihnen meine Gedanken nach, bis beides — der Rauch und die Gedanken — in der leuchtenden Unendlichkeit verschwamm.

Fast zehntausend Kilometer war ich nun von der Heimat entfernt. Ein Ozean Wasser und ein Ozean Land lag zwischen mir und ihr. Dort drüben im alten München leuchtete nun die Morgensonne über den Dächern, drunten im Englischen Garten glitzerte noch der Tau in silbernen Tropfen an den jungen Gräsern. Hier ging es schon dem Abend zu. Der Schnee der Berge hatte schon blaue Schatten. Drüben auf den Bergen der Heimat lag längst kein Schnee mehr. Um die alte Skihütte auf der Bodenschneid mußte es jetzt grünen und blühen. Vom Gipfel aus sah man hinunter zum blauen Tegernsee, nach Egern, sah den spitzen Kirchturm in buntblumigen Wiesen und den kleinen, verträumten Bach . . .

„Schschsch . . .!!"

Ich fuhr aus meinen Träumen empor. Das Paddel war klappernd hochgesprungen, unter dem Boote war etwas entlanggestreift. Es mußte über einen Felsen gefahren sein. Ich zog meine Füße ein und sah mich um.

Es überraschte mich sehr, was ich da sah. Während ich

mit meinen Blicken ein Loch in den Himmel gebohrt hatte, war der North Thompson River wieder zum Wildfluß geworden. Urplötzlich hatten sich die Ufer wieder zusammengedrängt, Mauern kahler Felswände bauchten sich links und rechts auf, das Wasser schoß auf die Enge zu — alles sagte mir, daß ich nicht an einem verträumten Waldbach am Tegernsee, daß ich auf dem North Thompson River im Wilden Westen sei. Innerhalb weniger Sekunden hatte sich das Wasser so verändert. Aus fast spiegelglattem Dahinziehen war es wieder zum schäumend gischtenden Aufruhr geworden.

Das war Leben! Mein „Vagabund" fing wie ein wildes Pferd zu hüpfen an, eine Welle nach der anderen zerplatzte auf seinem Oberdeck. Dabei lag die Spritzdecke wieder nach vorn zusammengerollt, und ich hatte nicht mehr Zeit, sie zu schließen. Das Spritzwasser rann mir über die nackten Knie in die Öffnungen meiner kurzen Hose — und was sich nicht dorthin verflüchtigte, sammelte sich zwischen den Falten des Zeltes, auf dem ich saß, zu kleinen Seen und Tümpeln.

Hinten und vorn, links und rechts schäumte und rauschte es. In diesem Durcheinander springender Wellen standen grau und spitzig die Köpfe der Felsblöcke, die im Flußbett steckten. Das alles war so überraschend gekommen, daß es eine ganze Weile dauerte, bis ich recht zu mir kam. Hätte ich anstatt eines Selbstauslösers einen selbstarbeitenden Photographen bei mir gehabt, würde ich ihn gebeten haben, mich zu photographieren. Es müßte interessant sein, in späteren Zeiten sein eigenes Gesicht in solchen Situationen zu sehen. Mit einem Auge sah ich voraus in das Fahrwasser, mit dem anderen schielte ich nach dem Ufer. Aber es schien, als würde ich nie mehr landen können. Das Wasser riß mich mit sich, die Wellen reckten sich vor und neben mir auf. Eine Wider-



welle nach der anderen. Die kleinen zerbrachen, zu glitzerndem Staub werdend, am Bug, die großen sprangen über den Süllrand und fielen klatschend über mich her. Mein „Vagabund" sprang wie toll durch den spritzenden Aufruhr, sprang einmal nach links, ließ sich noch im Sprunge wieder nach rechts werfen und tat dann gleich darauf wieder einen Satz auf einen der Felsblöcke zu, die mit schwarzen, zackigen Köpfen aus dieser Wasserhölle ragten.

Nun war ich also mitten in den schönsten „rapids". Eine reinrassige Wildwest-Stromschnelle hatte mich aufgenommen, tosend stürzte sich der Fluß durch einen Wirrwarr zackiger Felsbarren und Riffe. Es gab nicht die leiseste Andeutung einer Fahrrinne in diesem donnernden Aufruhr — es ließ sich nicht schwer erraten, was da auf mich wartete.

So früh und so endgültig wollte ich meine Flußreise nicht beschließen. Ich drückte das Boot mit aller Kraft gegen die anprallenden Widerwellen zum Ufer hinaus. Ich zog das Paddel durch, daß es ächzte. Ich mußte hinaus, und wenn alles in die Brüche ging.

Es ging nichts in die Brüche, aber ich kam auch nicht hinaus. Die Strömung saugte mich auf das Getöse zu, die Wellen schoben und drückten nach, ich stemmte mich gegen ihre Wucht, ich arbeitete, daß mir der Mund trocken wurde — es half nichts. Unaufhaltsam zog es mich dem Verhängnis entgegen.

Wenn es nun schon mit dem Boote dahinging, ich wollte wenigstens versuchen, schwimmend an das Land zu kommen, und dann — — —

Da hielt das Boot plötzlich in seinem Vorwärtsschießen inne. Es war in das Stauwasser eines Wirbels gekommen. Für einen Augenblick schien es, als klebe es an einer Stelle fest — im nächsten hatte ich es mit einem kräftigen Paddel-

schlag ganz nahe an einen Uferfelsen herangedrückt. Wenn ich den graugrünen Gesellen zu fassen bekam, hatte ich gewonnen.

Ich tat noch einen Paddelschlag und griff nach der Platte. Ich bekam sie zu fassen, zog das Boot zum Felsen, und eine Sekunde später — trieb es wieder draußen auf dem Fluß. Meine Hand war an der schlammigen Oberfläche des Felsens abgeglitten, eine Welle hatte das Boot am Heck erfaßt und es wieder hinausgezogen. Mit einem Tempo, als wäre ein Motor eingebaut, schoß das Boot weiter in die Rapids hinein.

Nun war alles oder nichts mehr zu retten.

In den paar Sekunden, die mir noch blieben, ehe ich mit meinem Boote an einem der dichtgesäten Felsblöcke hängen bleiben mußte, wurde ich mir darüber klar, daß ich kaum mehr dazu kommen würde, meine Abenteuer zu beschreiben, wenn mich diese Rapids nun verschluckten. Und da zur linken Hand eine Gruppe ausgewaschener Steinplatten vom Ufer her ziemlich weit in den Fluß hineinragte, trieb ich mein Boot mit zwei, drei raschen Schlägen so nahe als möglich an diese letzte Rettung heran, warf das Paddel ans Ufer hinaus, schnellte mich von meinem Sitze hoch und sprang, die Bootsleine zwischen den Zähnen, mit den Händen nach einem Halt zielend, dem Paddel nach.

Ich landete glatt. Nicht auf dem Felsen, sondern einen halben Meter daneben im Wasser.

Der Fluß wollte mich nicht so leichten Kaufes hergeben. Er zog und zerrte an mir, riß mir die Bootsschuhe von den Füßen und bemühte sich lebhaft, meine Verbindung mit den Felsplatten zu lösen. Er hatte kein Glück. Mit einem verzweifelten Klimmzug rettete ich mich auf die Felsen. Nun saß ich auf dem Trockenen. Das Boot hatte sich zwischen

zwei Blöcken festgeklemmt. Es war nicht durchgegangen und nicht gekentert. Die Wellen sprangen an ihm empor, leckten zornig nach der Beute, die ihnen entkommen war.

Nachdem ich ein wenig den Atem ergänzt hatte, der mir bei dieser Flucht auf dem Wasser ausgegangen war, holte ich meinen „Vagabund" ganz an das Ufer. Es sah in ihm aus, wie es in einer Badewanne aussehen würde, wenn man sie halb mit Gummisäcken und halb mit Wasser füllen würde.

Da die Sonne schon nicht mehr hoch über den Bergen stand, beeilte ich mich, die Ladung des Bootes auf den Felsblöcken zum Trocknen auszubreiten. Dann machte ich mich auf die Suche nach einem Platz für die erste Zeltnacht im Wilden Westen.

Im Prater blüh'n wieder die Bäume

Dort, wo die Steilwand des Ufers ihr oberes Ende hatte, fing der Urwald an. Ein paarmal rutschte ich bei meinem Emporklettern mit Steinen und Geröll wieder zurück, dann stand ich droben.

Das erste, was ich sah, war — kein Zeltplatz. Es gab nicht das kleinste Plätzchen, das geeignet gewesen wäre, ein Zelt darauf zu stellen. Nichts als Baum- und Buschgewirre, Schlingpflanzen und Wurzeln. Strichweise waren die Bäume abgebrannt, so daß die halbverkohlten Stämme mit ein paar kümmerlichen Aststümpfen kahl und leblos aus dem Boden stachen. Dazwischen wucherten fette Büsche und stachliges Gestrüpp.

Ich hatte das Zelt und den Schlafsack mit heraufgenommen. Nun legte ich beides erst einmal unter einen Baum, um ohne Gepäck zu suchen. Wie ein Schneepflug mußte ich

mich durch das grüne Durcheinander schieben. Ich tat es mit gesenktem Kopfe und vorgehaltenen Armen. Trotzdem hatte es alles, was da peitschen, kratzen oder stechen konnte, auf mein Gesicht abgesehen. Erst als ich mit dem Rücken voraus weiterstapfte, wurde es besser.

Ich kreuzte durch die Wildnis, links und rechts, vor und zurück — ich sah nichts als Wald. Das Rauschen des Flusses wurde immer schwächer, dann verlor es sich ganz. Aber noch stand die Sonne am Himmel, nach der ich mich richten konnte. Als sie sich daranmachte, hinter den Bergen schlafen zu gehen, strebte ich wieder die Richtung an, aus der ich vom Flusse her gekommen war. Dabei fand ich dann auch meinen Zeltplatz.

Es war ein kleines, baumloses Fleckchen, auf dem nur ganz niedriges Buschwerk wuchs. Es mußte groß genug sein, daß mein Zelt darauf Platz hatte.

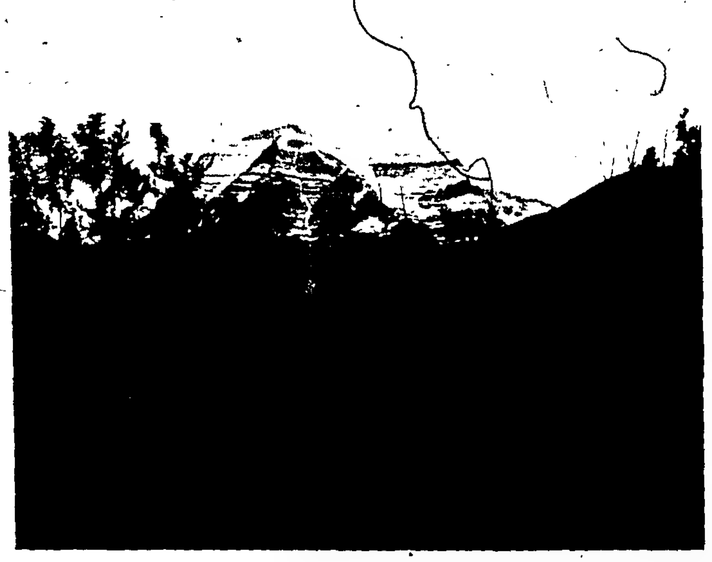
Um wieder zurückzufinden, merkte ich Baum und Busch, wie ich es von Karl May und Lederstrumpf gelernt hatte. Ich holte das Zelt und fand auch ohne Mühe wieder den Platz. Nachdem ich mir aus starken Ästen einige Zeltpflöcke geschnitzt hatte, fing ich an, den Zeltplatz zu roden.

Es war keine eintönige Arbeit. Es wurde mir dabei so heiß, daß die Schokolade in meiner Hosentasche zum Schmelzen kam. So klein die Büsche waren, sie saßen so zäh im Erdreich, als hätte man sie hineingeschossen. Ich zog und zerrte an jedem einzelnen, um dann jedesmal gerade in dem Augenblick, da ich nicht daran dachte, mit der plötzlich entwurzelten Pflanze das Gleichgewicht zu verlieren. Als ich so den mir ausreichend scheinenden Platz gerodet hatte, wollte ich das Zelt aufbauen.

Ich wollte. Der Zeltplatz wollte nicht. Wo ich einen Pflock einschlagen wollte, traf ich auf Steine. Ich versuchte es nach



„Wo geht es durch?“ (Am North Thompson River)



Mount Robson (4300 Meter), der höchste Berg der kanadischen Rockies



Wildwasser am Fraser River

allen Seiten und Richtungen. Wenn ich wirklich zwei oder gar drei Pflöcke in die Erde brachte, der vierte bockte dann aber oder brach. Und da die vier Pflöcke nun einmal in symmetrischer Entfernung voneinander in der Erde stecken mußten, blieb nichts übrig, als wieder weiter zu stoßen und zu schlagen.

Endlich gelang es. Ich steckte die Stäbe zusammen, um an ihnen das Zelt aufzurichten. Zu diesem Zwecke mußte ich mit den umgelegten Stäben in das Innere des Zeltes kriechen, die Stäbe gegen den noch am Boden liegenden First des Daches spreizen und dann beides langsam aufrichten. Mit lautem Krach fuhren die vier Zeltpflöcke aus dem Erdreich, als ich das tat.

Da merkte ich, daß der Boden gerade in der Mitte des Zeltes so stark nach oben gewölbt war, daß die Pflöcke nicht halten konnten, wenn das Zelt in die normale Spannung kam. Da brach ich die stützenden Zeltstäbe ein wenig ab. Da ging es.

Es fing schon an, dämmerig zu werden, als ich wieder zum Flusse hinunterkletterte, um das nötige Gepäck zu holen. Es war schon dunkel, als ich glücklich alles droben im Zelte hatte. Meinen „Vagabund" hatte ich am Ufer auf den Rücken gedreht und für die Nacht dort liegen lassen. In ihm alles, was ich heroben nicht brauchte.

Nach dem nötigen Holz für das Lagerfeuer brauchte ich nicht lange zu suchen. Die Aststümpfe der halbverkohlten Bäume waren trocken wie Zunder, und zwischen dem niedrigen Buschwerk hingen dürre Zweige in Menge. Ich schichtete vor dem Zelt einen kleinen Scheiterhaufen zusammen. Zuerst kleine, dünne Zweiglein, dann Zweige, und dann starke Äste. Mißtrauisch beleckte die kleine Flamme des Streichholzes zuerst die Zweiglein, dann sprang sie knisternd

zwischen ihre Dürre, wuchs zu gelbroten Zünglein an, die prasselnd durch den Haufen fuhren, bis sie zu einer einzigen blühenden Flamme geworden waren.

Lagerfeuer im Urwald. Ich saß vor dem Zelt und sah in die rote Glut.

Irgendwann einmal war das der Traum meiner Kindheit gewesen. Als durch die Anlagen der Münchener Isarauen das Geschrei der Schwabinger Schwarzfuß-Indianer dröhnte. Als aufgesteckte Kastanien zu Friedenspfeifen und große Gabeläste zu Tomahawks wurden. Wie weit das zurücklag! Nun waren die Träume zur Wirklichkeit geworden.

In das Prasseln des Feuers klang das Knurren meines Magens. Ich hatte, seitdem ich am Morgen aus dem Zuge gestiegen war, nichts mehr gegessen. Arbeit und Hitze hatten keinen Hunger aufkommen lassen. Nun meldete er sich an.

Meine Säcke und Säckchen hatte ich schon im Zelt verstaut. Das viereckige, geräumige Klepperzelt bot Platz für alles, was ich bei mir hatte. Der eingenähte Gummiboden ließ auch keine Feuchtigkeit durchdringen, so daß ich Kleinigkeiten auch einzeln im Zelte liegen lassen konnte. Das ist an sich sehr bequem; wenn diese einzelnen Kleinigkeiten sich jedoch — noch dazu im Dunkel — untereinander mengen, wird es unangenehm. Dann kommen die Mischungen zustande, in denen die Zahnbürste in der Fettdose und der Photoapparat im Mehlsack steckt.

Ein richtiger Zeltmensch wird immer Ordnung haben. Vorausgesetzt, daß er nicht wochenlang im Urwald unterwegs ist. In diesem Falle ist er der Tücke des Objekts ausgeliefert. Er hat soviel, er braucht soviel, er bringt alles durcheinander.

Unglaublich lange suchte ich nach meinem Messer. Es war ein großes Messer, eigentlich ein Dolch, der in einer schönen Lederscheide steckte. Ich hatte ihn in Deutschland als „kana-



disches" Messer für drei Mark fünfundsiebzig gekauft, in Kanada verkaufte man den ganz gleichen Dolch um vier Dollar. So geht es mit kanadischen Messern, die in Solingen gemacht werden.

Als ich lange genug gesucht hatte, fiel mir ein, daß ich den Dolch in Jasper vergessen haben konnte. Dort hatte ich, ehe ich weggefahren war, aus einem Streichholz einen Zahnstocher geschnitzt. Hätte ich dabei den Dolch nicht auf das Fensterbrett des chinesischen Restaurants gelegt, wäre ich nun nicht ohne Messer im Urwald gewesen.

Das Brot konnte ich mit den Zähnen abbeißen, der Speck aber war zu zähe. Als ich eine Rasierklinge in die Flachzange klemmte, war mir geholfen. Nur wenig später fand ich dann das Messer im Photobeutel.

Das Wasser des North Thompson Rivers gab einen leidlichen Tee. Das leichte Fischaroma war infolge des Geschmackes von faulendem Holze kaum zu merken. Ich trank meinen ganzen Kochtopf leer — und der faßte drei Liter. Dann stopfte ich mir meine Pfeife und wartete, bis ich müde genug war, um zu schlafen.

Es war meine erste Zeltnacht in der Wildnis. Ich hatte nicht das Gefühl, als wäre das etwas Besonderes. In all meinen Fußwanderjahren hatte ich so oft unter den Bäumen geschlafen — der Wald war mir kein Fremder. Daß mich ein wildes Tier auffressen würde, das war nicht anzunehmen. Joe Clenton hatte es mir draußen in der Prärie gesagt, und ich glaubte ihm. Ich hatte keine Angst, daß ein Bär an mir seinen Hunger stillen wollte, und anderes gefährliches Zeug war nicht zu erwarten. Schlangen sollte es — wie man mir gesagt hatte — ganz selten geben. Für alle Fälle hatte ich mir schon in Deutschland aus dicker Walroß-Bootshaut hohe Gamaschen anfertigen lassen. Meine Beine waren also ge-

schützt. Daß ich nicht gebissen wurde, wenn ich nicht auf ihnen stand, das mußte nun meine Sorge sein.

Mit dem Gefühl, daß alles in Ordnung sei, lehnte ich mich gegen einen Baum. Ich hatte kein neues Holz mehr in das Feuer geworfen, und so züngelten die Flammen nun um die letzten verglimmenden Scheite. Ihr Schein warf verschwommene Schatten, die auf dem Boden und zwischen den Bäumen tanzten. Dann und wann fiel ein verbrannter Ast in sich zusammen, und dann stoben sprühende Funken zum Dunkel der Zweige empor.

Dort droben zwischen dem schwarzen Gewirre hingen ein paar Sternlein. Sie flimmerten wie kleine Weihnachtslichtlein an großen Tannen. Von drunten her kam das Rauschen des Flusses — leise, dann wieder lauter, in immerwährendem Wechsel. Sonst gab es keinen Laut.

Als das letzte Glutrestlein zu weißer Asche verglommen war, kroch ich ins Zelt. Da es im kanadischen Urwald kein Heu gab, das ich — wie bei meinem heimatlichen Zelteln — als Matratze unter den Zeltboden hätte schieben können, legte ich eines meiner aufblasbaren Bootskissen unter die Hüfte und eines unter den Kopf. Das war weich genug. Nachdem ich den Zeltspalt zugeknöpft hatte, schlüpfte ich in den Schlafsack.

Eine ganze Weile lag ich mit offenen Augen. Dann wollte ich schlafen.

Ich war eben dabei, in das Traumland hinüberzugleiten, als ich ein Geräusch hörte, das ich nicht kannte. Leise summend, wie das weit entfernte Surren eines Flugzeugmotors. Nur viel weicher und gleichmäßiger. Und ganz leise.

Aber je angestrengter ich lauschte, um so deutlicher hörte ich es. Dann verdoppelte es sich. Gleich darauf hörte ich



drei oder vier Flugzeugmotore durcheinandersummen. Und dann hatte ich plötzlich einen Stich mitten auf der Nase.

Moskitos! Ich hatte sie vollständig vergessen.

In einem meiner Säcke hatte ich ein Netz. Außerdem hatte man mir den Rat gegeben, im geschlossenen Zelt eine Kerze anzuzünden und die Tiere in den Feuertod zu treiben. Ich holte die Kerze aus der Laterne, die über meinem Kopfe hing, brannte sie an und sah in aller Ruhe zu, wie die kleinen Ungeheuer in der lockenden Flamme ihren Geist aufgaben. Was sich nicht auf diese Weise selbst erledigte, schlug ich mit den Händen tot. Als ich nichts mehr fliegen sah, holte ich das Netz aus dem Sack, blies die Kerze aus und freute mich unter dem Netz, daß ich nun meine Ruhe hatte.

Ich hatte die Augen noch nicht geschlossen, da surrte es wieder. Ich tastete nach den Streichhölzern, zündete die Kerze wieder an und suchte nach dem Moskito, der versehentlich am Leben geblieben war. Zu meinem Erstaunen schwirrte ein halbes Dutzend im Zelt herum. Als sie in den ewigen Jagdgründen waren, legte ich mich wieder nieder.

Von draußen kam das eintönige Lied des Flusses. Dann und wann knackte ein Zweiglein. Leise setzte sich der Schlaf in mein Denken, daß es zerrann.

„Sssssssss. . .!!"

Ich fuhr empor. Auf meiner Wange brannte ein Stich, vor meinem Gesicht surrte es hin und her. Trotz des Netzes machten die kleinen Flieger Ziellandungen nach meiner Nase. Als die Kerze wieder brannte, sah ich doppelt so viel Moskitos wie zuvor. Ich wartete nicht, bis sie sich selbst verbrannten, ich erschlug, was ich zwischen die Hände bekam. Dann legte ich mich auf den Bauch, hielt mir die Ohren zu und schlief ein.

Drei Stiche im Gesicht, fünf an den Händen und drei im

Genick weckten mich wieder auf. Ich schnellte mich mit einem Satz an den Zelteingang — und sah, daß er dicht verschlossen war. Ich erschlug achtzehn Blutsauger, wickelte mich ganz fest in das Netz und schloß die Augen.

Als ich sie wieder öffnete, konnte ich den rechten Augendeckel nicht mehr ganz aufschlagen. Und die rechte Wange wies eine Dünenlandschaft kleiner Geschwulste auf.

Es war unglaublich. Daß mich das Netz nicht schützte, das konnte daran liegen, daß ich noch nicht recht mit ihm umzugehen wußte. Aber wie kamen die Tiere in das Zelt! Es war so dicht verschlossen, daß es ganz unmöglich erschien.

Mit der Kerze in der Hand kroch ich noch einmal zum Zeltspalt, um ihn zu untersuchen. Ich sah nicht die geringste Spalte. Aber als ich mich sinnend auf den Knien umwandte, sah ich, daß ich vergessen hatte, das auf einen Rahmen gespannte Gazenetz des kleinen Fensters in der Rückwand des Zeltes vor die Öffnung zu schieben.

Als ich den Rahmen und zur Vorsicht auch noch die Zelluloidscheibe herabschob, war Ruhe im Zelt.

Nun wollte aber der Schlaf nicht wieder kommen. Im Zelt roch es nach dem Wachs der Kerze, das drückte in der Kehle. Ich schloß krampfhaft die Augen und dachte an berühmte Kaiser und Schlachten, die man mir einmal eingepaukt hatte. Das hatte mich schon in der Schule immer zum Schlafen gebracht.

Es tat auch diesmal seine Wirkung. Nach einigen Minuten war ich so weit, daß die Schlacht bei Mühldorf mit dem Hussitenkrieg zur Französischen Revolution verschwamm.

Da war es mir, als hörte ich leise Musik.

Ich drehte mich auf die andere Seite und ließ Karl den Großen mit Martin Luther zu Versailles einen Zollvertrag schließen.

Aber da war es nun doch wieder Musik!

Ich legte mich auf den Rücken, daß ich beide Ohren frei hatte, und lauschte.

Es konnte keine Täuschung sein. Aus weiter Ferne hörte ich es durch den Wald spielen: „Im Prater blüh'n wieder die Bäume . . .!"

Ich dachte an Sonnenstich und Tropenkoller. Doch zum Sonnenstich fehlten die übrigen Anzeichen und zum Tropenkoller die Tropen. Das konnte es nicht sein. Leise kroch ich zum Zeltspalt, öffnete ein paar Knöpfe und lauschte hinaus. Nun hörte ich es ganz deutlich, es war keine Täuschung und kein Traum.

„Im Prater blüh'n wieder die Bäume . . .!" Auf Trompeten, Geigen und Flöten.

Mit einem Satz stand ich draußen vor dem Zelt. Ich konnte ganz deutlich hören, aus welcher Richtung die Musik kam. Streichhölzer hatte ich in der Tasche, die Kerzenlaterne holte ich aus dem Zelt, dann kroch ich auf allen vieren in den Wald hinein.

Je weiter ich vordrang, um so deutlicher hörte ich das Musizieren. Als der Wald an einer Stelle lichter wurde, richtete ich mich auf und sprang mit langen Sätzen weiter. Da brach die Musik plötzlich ab. Ich blieb horchend stehen, — zwei, drei Minuten, — es war nichts mehr zu hören.

Vielleicht war es eine akustische Fata morgana gewesen. Es gibt ja so viele wunderliche Naturerscheinungen, von denen ein gewöhnlicher Mensch gar keine Ahnung hat. Ich drehte mich um und ging wieder zurück . . .

„Wien, Wien, nur du allein . . .!" Auf Trompeten, Geigen und Flöten.

Wie der Blitz fuhr ich herum. Rannte wieder weiter, daß mir die Zweige ins Gesicht peitschten. Da inzwischen der

Mond aufgegangen war, konnte ich auch ohne Laterne gut sehen. Was ich dann plötzlich im Scheine dieses Mondlichtes sah, setzte mich mehr in Erstaunen, als eine ganze Bärenfamilie hätte tun können, wäre sie plötzlich vor mir aus den Bäumen gesprungen.

Da stand, zusammengeduckt in einer engen Lichtung, ein kleines Blockhaus. Aus den geöffneten Fenstern trompetete, geigte und flötete es hinaus in den Wald.

Es war kein Orchester, es war nur ein Grammophon.

Ein Grammophon im Urwald. Dabei hatte ich mich schon einen ganzen Tag lang weit weg von aller Kultur in der tiefsten Wildnis gewähnt. Wenn im Kino ein schöner Film mitten in der Handlung abreißt und die Lichter plötzlich aufflammen, hat man ein ähnliches Gefühl, wie ich es in diesem Augenblick hatte.

Ich wartete, bis die Platte zu Ende gespielt war, dann trat ich in die Hütte. Ein alter Mann, glatt rasiert, mit braungebranntem Gesicht, saß neben einem wackeligen, selbstgezimmerten Tisch, auf dem das Grammophon stand. Er hätte um ein Haar die Platte fallen lassen, die er eben auflegen wollte, als ich eintrat.

Er hieß Karl Himmler und war vor achtzehn Jahren aus seiner österreichischen Heimat über das große Wasser nach Kanada gekommen. Seit fünf Jahren lebte er in dieser Hütte als Urwaldeinsiedler.

Ich weiß nicht, wer von uns beiden sich mehr freute. Ich vergaß mein Zelt und meinen Schlaf. Als mich der alte Himmler zu meinem Lagerplatz begleitete, fing es schon an, hell zu werden.

Es ist etwas Seltsames um ein Stückchen Heimat. Selbst dann, wenn es wie vom Himmel gefallen mitten in der Urwaldwildnis blüht.



Der wilde Fraser

„Einsetzen" in den Fraser River

Frisch gewagt ist halb — ertrunken

Als die Sonne schon hoch am Himmel über den Bergen stand, kroch ich wieder aus dem Zelt. In den ersten Tagen meiner Flußfahrt gab es noch allerhand Abwechslung in meiner Speisekarte, und ich vertilgte an diesem Morgen mehr, als im Hinblick auf die zahlreichen Tage, denen mein Proviant noch gewachsen sein mußte, recht war. Als die nötige Anzahl Speckschwarten dort war, wo sie eigentlich hingehörte, und wo sie mich am wenigsten belastete, packte ich meine sieben Sachen zusammen, schlug das Zelt ab und kletterte über die Uferfelsen zu meinem Boot hinab.

Mein „Vagabund" lag still und friedlich, wie ich ihn verlassen hatte, zwischen den Felsblöcken. Als ich ihn, da er auf dem Rücken gelegen hatte, umdrehte, fiel etwas Längliches aus seinem Leib, blieb einen Augenblick lang regungslos liegen und schoß dann davon. Es war eine Schlange gewesen, die es sich in meinem Boote bequem gemacht hatte.

Diesmal ging es mit dem Verstauen des Gepäcks rascher als beim ersten Start. Als sämtliches Gepäck untergebracht war, und ich das Boot in das Wasser heben wollte, stellte ich fest, daß das mit unvorausgesehenen Schwierigkeiten verbunden war. Die Blöcke, die aus dem Wasser ragten, waren so steil und kantig, daß ich das schwere Boot nicht ins Wasser heben konnte, ohne daß ich mit hineingefallen wäre. Ich nahm also wieder so viel Gepäck aus dem Boot, bis es leicht genug war, daß ich seine Schwerkraft bewältigen konnte. Den übrigen Teil des Gepäckes steckte ich dann in das Boot, als es schon auf dem Wasser lag. Das war eine etwas umständliche Arbeit, denn das Wasser war nicht ruhig, seine Wellen hüpften an den Felsen empor, so daß das Boot unter meinen Händen fortwährend auf und nieder tanzte.

Dabei scheuerte es an den Blöcken. Ich arbeitete, so rasch es ging, ich warf die Stücke mehr in das Boot, als daß ich sie verstaute, und nach zwei, drei Minuten stand ich mit einem Fuß im Boot, um mich mit dem anderen von den Felsen abzustoßen.

Die Strecke, die nun kam, war wieder richtiges Wildwasser. Ich hatte zwar Zeit genug, die Spritzdecke zu schließen — vielleicht hatte ich auch mehr Übung bekommen —, die Wellen klatschten aber recht fröhlich auf das Oberdeck.

Eine ganze Weile blieb die Landschaft so, wie sie an meinem Lagerplatz gewesen. Zu beiden Seiten ragten die Felswände steil empor, zwischen ihnen schäumte der Fluß. Über den Felswänden stand dichter Urwald. Wenn der Fluß eine Krümmung machte, sah ich schneebedeckte Gipfel über den Wäldern vor mir emporragen.

Da stand nun ein Berg neben dem anderen. Wahrscheinlich hatte keiner von ihnen einen Namen, und wenn sie ihn auch gehabt hätten, ich hätte nicht gewußt, wie sie hießen. In Ottawa, der Regierungsstadt im Osten des Landes, hätte ich im Gouvernement zwar einen ganzen Pack guten Kartenmaterials bekommen, aber es konnte mir hier in der Wildnis wenig helfen. Mit Instrumenten, um mich durchzupeilen, war mein Schifflein nicht ausgerüstet, — Brücken und Kirchtürme, die auf deutschen Flüssen die Orientierung ermöglichen, waren nicht da. Es gab nichts als Bäume, Berge und wieder Bäume. Meine Karten steckten irgendwo in einem Sack, und ich vermißte sie nicht.

Es lag viel Schnee auf diesen Bergen, obwohl die wenigsten von ihnen Gletscherberge waren. Die meisten sahen aus wie riesige Sandhaufen, — dunkelgrau, dann wieder bräunlich, manchmal auch fast schwarz mit rötlichem Schimmer. So wuchsen sie aus den Wäldern, in ihren Kuppen einige Fels-

platten ohne Übergang aus dem Sande wachsend, als hätte sie die Hand eines Riesen hineingesteckt.

Es war nicht viel Leben auf diesen Bergen. Zu ihren Füßen lagen die rauhen, saftlosen Wälder, — was an Kraut und Schlinggwerk in den Karen emporkletterte, war ohne Frische und von der Sonne versengt. Keine grüne Wiese, keine buntblumige Matte lag da zu Füßen der Berge, wie es in unserer Heimat ist. Vergeblich sucht das Auge nach solcher Weichheit, die die Härte der Berge mildert.

Da und dort stach aus diesem Kranz niedriger Sand- und Felsberge der Gipfel eines Gletscherriesen in den Himmel. Das waren Berge, die bis an die Viertausendmetergrenze heranreichten.

Sehr viel Zeit hatte ich nicht, dies alles zu sehen. Nur dann und wann ließ mich die Unruhe des Wassers einen Blick auf diese einsame Schönheit werfen. Ich mochte etwa eine Stunde gefahren sein, als mir das Wasser noch wilder zu werden schien. Die Wellen bekamen weiße Schaumköpfe, die gegeneinander ansprangen und sich überschlugen. Da war es mir auch plötzlich, als hörte ich vor mir ein dumpfes Grollen, dessen Ursache gewichtiger sein mußte, als es das natürliche Geräusch des Wildwassers war. Es hörte sich an wie ferner Donner, der irgendwo zwischen den Bergen dröhnt.

Das gab zweifellos wieder eine Überraschung. Ich tat mit dem Paddel einige langsame Rückwärtsschläge, um das Boot in seinem Vorwärtsschießen etwas abzubremsen. Ungefähr fünfzig Meter fuhr ich so weiter, ohne daß sich das Geräusch verstärkt hätte. Dann wurde es lauter, — ich verlangsamte die Fahrt noch mehr und richtete mich im Boote auf, um das Fahrwasser vor mir möglichst weit überblicken zu können. Ich sah nichts als die weißen Köpfe der Widerwellen, da und dort in ihrem Gischten die Kanten eines

6*

Felsblocks. Dann beschrieb das Flußbett vor mir plötzlich eine scharfe Ecke nach links. Nun galt es, vorsichtig zu sein. Bisher hatte ich mich ziemlich in der Mitte des Fahrwassers gehalten, nun schob ich das Boot seitlich, immer kräftig rückwärts paddelnd, an das Ufer heran. Dort war das Wasser nicht so reißend, und dann konnte ich, wenn es sein mußte, mit ein paar Paddelschlägen die Landflucht ergreifen. Vorausgesetzt, daß sich die Uferfelsen nicht wieder gegen meine Landungsversuche sträubten.

Mit einer Stundengeschwindigkeit von etwa zehn Kilometern kam ich in die Kurve. Eine Minute später hatte ich keine Zeit mehr, die Geschwindigkeit zu schätzen. Obwohl ich in der Innenseite der Kurve fuhr, also dort, wo die Strömung am schwächsten war, sauste das Wasser so plötzlich mit mir davon, daß ich für ein paar Augenblicke alles Überlegen vergaß. Ich sah nur, daß es jetzt sehr viel schneller ging, als mir angenehm war. Um mich her brodelte, zischte und spritzte es, — es war, als schwämme ich in einem Topf mit kochendem Wasser.

Nur ein paar Meter vom Ufer entfernt schoß ich dahin. Wenn ich Glück hatte, kam ich noch hinaus.

Aber würde ich Glück haben?! Mit der Nase konnte ich das Boot in diesem Tempo nicht auf die Felsen setzen, und wenn ich es querstellte, um dann — wie es sich gehörte — mit der Spitze gegen den Strom zu landen, bekam ich die fast meterhohen Widerwellen von der Seite, — und daß dies ohne Umwurf abging, war kaum anzunehmen.

Also: ja oder nein?! Ich hatte nur eine Sekunde Zeit. Landen oder Weiterfahren?!!

Ich stemmte die Füße gegen den Spant und machte den Rücken krumm. Weiterfahren! Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Es konnten nicht mehr als drei Minuten sein, während derer ich durch diesen Hexenkessel fuhr. Mein „Vagabund" sprang und tanzte wie eine wildgewordene Schiffschaukel. Von allen Seiten fielen die Widerwellen über uns her. Sie krachten auf die Spritzdecke nieder, daß sie jeden Augenblick aus ihren Nuten reißen konnte, und dann mußte ich in der nächsten Sekunde absaufen. Ich warf das Boot nach links und rechts, wich der einen Welle so gut als möglich aus und sprang die andere so von vorn an, daß sie der Bootskiel zerschnitt. Ich zog, drückte und riß die Paddelblätter durch das Wasser, daß sie stöhnten. Es war eine Ewigkeit, diese drei Minuten.

Plötzlich legte sich das Boot nach der Seite. Ganz unversehens, als wolle es mich Hals über Kopf ausleeren. Ich warf das Gewicht meines Körpers nach der anderen Seite, mit aller Wucht, daß der Süllrand krachte. Und hatte gewonnen.

Ich sah und hörte nichts mehr als das Schäumen und Brüllen des Wassers. Wenn das noch dreißig, vierzig Meter so weiter ging, hatte meine kanadische Wildflußfahrerei ein Ende. Dann konnte ich — wenn es gut ging — zu Fuß durch den Urwald zum Stillen Ozean gehen.

Da wurde es plötzlich ruhiger. Ich blinzelte mir das Spritzwasser aus den Augen und sah, daß das Wasser vor mir mit einem Schlage wieder zahmer wurde. Noch ein paar kleine, schüchterne Widerwellen, dann hatte ich es überstanden.

Tief aufatmend legte ich das Paddel vor mich hin. Das war hart auf hart gegangen. Ich wandte den Kopf und sah mich noch einmal nach dieser kleinen Wasserhölle um. Das tobte und schäumte und war voll Zorn, daß ich ihm entkommen war.

Als ich den Kopf wieder zurückwandte, griff ich erschrocken zum Paddel. Da vorne zog sich schon wieder ein Gewitter zusammen.

Es ging auf eine Schlucht zu. Die Felswände standen da dicht zusammengedrängt vor mir, so enge, daß ein Baum, der droben in einer Höhe von etwa zwanzig Metern auf der einen Seite der Schlucht abgebrochen war, mit seinem Wipfel auf der anderen Felswand lag und sich so wie eine Brücke festgeklemmt hatte. Hundert Meter vor mir gab es plötzlich kein Wasser mehr. Der Fluß schien zu Ende zu sein, viel weiter vorn sah ich eine funkelnde Gischtwelle, die zwischen den Wänden des Cañons stäubte.

Nur ein paar Augenblicke lang blieb mir die Luft weg. Dann hing ich draußen an einem Uferfelsen. Mit zwei Schlägen hatte ich das Boot bis zur Hälfte auf eine Platte getrieben, die schräg ins Wasser hereinhing, ohne daran zu denken, wie es weitergehen würde. Mein Bedarf an Wildwasserabenteuern war für heute vorerst vollauf gedeckt. Krachend setzte sich mein „Vagabund" mit dem Vorderteil auf die Platte. Als er, vom nachdrückenden Wasser bedrängt, sich auf die Seite legen wollte, angelte ich mit meiner freien Hand nach einem kleinen Felskopf, der neben mir aus dem Wasser ragte. So konnte das Boot nicht wegrutschen, dafür aber hing mein Körper nun zwischen Boot und Felsen in der Schwebe. Da sich mein „Vagabund" redlich bemühte, ohne mich weiterzuschwimmen, mußte ich diesen gegenteiligen Bestrebungen ein rasches Ende machen. Ich umarmte den Felskopf, mit einer Hand das Paddel umklammernd, und zog mich so nahe an ihn heran, daß auch das Heck des Bootes aus der Strömung kam. Mit einem Klimmzug rettete ich mich auf den Felsen. Von dort aus zog ich das Boot ganz an das Land.

Von hier draußen sah ich nun, was ich drinnen im Wasser nur geahnt. Einen Steinwurf weit von mir stürzte der Fluß etwa zehn Meter in die Tiefe. Mit alles vernichtender Gewalt schlug das Wasser auf die Felsblöcke auf, die dort drunten aus einem Hexenkessel brüllender Gischt sich gegen diese Wucht stemmten. Das war ein Wasserfall, in dem ich mich zu Atomen aufgelöst hätte, wäre ich hinuntergeschwommen.

Sehr kleinlaut blieb ich stehen, um dieses Schauspiel des entfesselten Elementes zu sehen. Nach einer Weile fiel mir ein, daß ich nun auf irgendeine Weise daran vorüberkommen mußte. Ich sah einen Landtransport vor mir, dem sicher nichts an Romantik fehlte. Dort, wo der Fluß zum Wasserfall wurde, engten ihn die senkrechten Felswände des Cañons ein, — ich sah keine Möglichkeit, mich an ihnen entlangzuschwindeln. Also blieb mir nichts anderes übrig, als den Weg durch den Wald zu nehmen. Der aber hing ungefähr zwanzig Meter über mir auf den Felsen. Ich stopfte mir eine Pfeife, um bei dieser Gelegenheit zu überlegen, wie ich da hinaufkommen würde.

Es war gut, daß ich Zeit genug hatte, zu solchen Taten den nötigen Anlauf zu nehmen. Als ich keinen Rauch mehr in der Pfeife hatte, fing ich an, mein Boot auszuladen. Dann nahm ich meinen „Vagabund" auf die Schultern, um ihn über die Uferfelsen zum Wald hinaufzutragen.

Es ging nicht. Wenn sich die Spitze des Bootes nicht zwischen dem Gewirr der Felsblöcke verfing, blieb es mit dem Hinterkeil hängen. Zwischendurch rutschte ich wieder mit einem Fuß in eine Spalte, oder ich stieß mit den nackten Knien gegen die Steine. Das zusammen überzeugte mich, daß ich auf diese Weise nicht weiterkam. Im Verlaufe von einer halben Stunde war ich nicht mehr als sechs Meter vom

Flecke gekommen, und das war zu wenig. Dazu war ich bis jetzt nur über die flachen Uferfelsen geklettert, das steile Stück lag noch vor mir.

Es kostete mich viel Überwindung, bis ich mich dazu entschloß, das Boot abzubauen, um es in seinen einzelnen Teilen umzutragen. Hätte es auf einer grünen Wiese am Ufer der Isar sein müssen, würde ich es mir nicht lange überlegt haben, — hier in diesem Verhau spitziger Blöcke war es weniger erfreulich. Ich hatte von meinem ersten Bootsaufbau die Nase noch voll. Aber schließlich blieb mir nichts anderes übrig. Ich zog alles bis auf meine kurze Hose aus, um in der Hitze nicht zu verkommen, und machte mich an die Arbeit. Eine halbe Stunde später lagen und hingen die Stäbe, die Spanten und die Haut des Bootes zwischen den Steinen. Ich zog auch die Hose aus und ließ mich zwischen zwei Felsen in das Wasser, um die Hitze loszuwerden, die mir die Arbeit eingetrieben hatte.

Bis jetzt war der kleinere Teil der Arbeit getan. Nun galt es, all das, was mir da zu Füßen lag, weiterzuschaffen. Ich stopfte in den Bootsrucksack, was hineinging, füllte die Stabtasche bis zum Platzen voll und machte mich auf den Weg. Als ich drei Meter geklettert war, ließ ich die Stabtasche liegen. Es war kaum möglich, mit dem Rucksack allein weiterzukommen. Geröll und Steine rutschten unter meinen Füßen fort, ich mußte auf allen vieren klettern und mit den Händen nach einem Halt angeln, wenn ich für die Füße keinen mehr hatte.

Nach einer Stunde lag der Rucksack droben am Waldrand. Etwa zwei Stunden später lag all das andere Gepäck neben ihm. Ich suchte zwischen den Gummisäcken den Proviantsack hervor, setzte mich mit ihm auf einen umgestürzten Baumstamm und lud mich zum Lunch ein.

Die Sonne war schon tief unter ihre Mittagshöhe gesunken. Vielleicht kam ich wieder zum Wasser, ehe es dunkel geworden war. Sicher war es nicht, denn der Urwald lag noch als dichtes Fallgitter zwischen mir und meinem Ziele. Während ich Stückchen für Stückchen von der Speckschwarte, dem Hauptbestandteil meines Proviants, heruntersäbelte, suchte ich mit den Augen nach einer schwachen Stelle in diesem Bollwerk. Zuerst dachte ich daran, das Boot wieder aufzubauen, um den Weg durch den Wald nicht gar zu oft zurücklegen zu müssen. Ich hatte eine Lücke zwischen dem Baum- und Buschgewirre gesehen, und vielleicht war das ein Pfad, der durch den Wald und zum Flusse führte, — und vielleicht kam ich auf ihm mit meinem Boote durch. Ich unterbrach meine Mahlzeit, um die Lage auszukundschaften. Das Resultat war sehr negativ, — ich saß ein paar Minuten später schon wieder bei meiner Speckschwarte, um eine andere Durchbruchsmöglichkeit auszuklügeln.

Es blieb nichts anderes übrig, als den Einzeltransport meines Gepäcks wieder aufzunehmen. In dem Augenblick, in dem ich das feststellte, geschah etwas sehr Seltsames.

Ich glaube nicht an Geister und spiritistische Dinge. Als ich aber sah, wie der Bootsrucksack, der ein paar Schritte von mir entfernt, im Dickicht lag, sich plötzlich zu bewegen begann, fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, der dieses überdimensionale Gebiet sehr nahe streifte. Ein nicht gerade leichter Rucksack, der von selbst zu hüpfen anfängt, ist immerhin eine etwas sonderbare Angelegenheit. Ich sah mit starren Blicken dieses Wunder an. Je länger ich hinsah, um so lebendiger wurde mein Rucksack. Er wackelte hin und her, hob sich dazwischen wieder mit einem Ruck empor und fiel dann wieder zurück. Das tat er ohne Unterbrechung, ohne eine Sekunde zur Ruhe zu kommen.

Eine Weile zweifelte ich an meinem Normalsein. Es war ja nicht ausgeschlossen, daß es in dieser Gegend eine Krankheit gab, die solche Verschiebung der Gehirntätigkeit hervorrief. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn ich mich vor Antritt meiner Reise für solche Fälle hätte impfen lassen. Aber wenn ich krank war und phantasierte, warum hüpfte dann nur der Rucksack allein? Warum hüpfte dann nicht auch alles andere, was um mich herum war? Ich kniff die Augen halb zu und sah ganz scharf nach dem Rucksack. Dabei kam ich zu der Gewißheit, daß in mir nichts verschoben war. Ich stand langsam auf und schlich mich leise an das wahnsinnig gewordene Gepäckstück heran. Als ich ganz nahe neben ihm stand, atmete ich noch einmal tief ein und packte dann mit einem schnellen Griffe zu. Mit beiden Händen riß ich den Rucksack in die Höhe, — im gleichen Augenblick war das Rätsel gelöst. Ich hatte den Sack aus Versehen auf ein Stachelschwein gestellt, das da in der brütenden Wärme des Urwaldes geschlafen hatte.

Wir sahen uns beide sehr verwundert an. Die stachelige Kugel blieb im ersten Schreck über diese plötzliche Wendung ihres Schicksals regungslos liegen, und ich wußte mich auch nicht sogleich in die Situation zu finden. Doch diese gegenseitige Verwunderung dauerte nicht lange, denn als ich mich ein wenig bewegte, gab das Stachelschwein einen quiekſenden Ton von sich, drückte die Augen zu und ergriff die Flucht. So schnell es konnte, hüpfte es davon. Nach ein paar Sekunden war es im Gestrüpp verschwunden.

Abenteuer im Urwald! Wenn sie immer so harmlos verliefen, konnte ich zufrieden sein. Ich stellte noch einige Betrachtungen über Ursache und Wirkung an und ging dann daran, den Bootstransport durch den Urwald in Szene zu setzen.

Es war kein langweiliges Unternehmen. Alles trug dazu bei, mir dieses Bootsumtragen in kanadischer Wildnis möglichst abwechslungsreich zu gestalten. Der Weg, den ich zurückzulegen hatte, bis ich wieder an fahrbares Wasser kam, betrug ungefähr zweihundert Meter. Ich legte ihn im ganzen viermal zurück und brauchte dazu drei Stunden. Oft standen die Bäume so dicht und war das Buschwerk so eng zusammengewachsen, daß ich mich kaum dazwischen hindurchdrängen konnte. Dann waren auch die kleinsten Gepäckstücke noch zu groß. Die Äste und Zweige stachen und kratzten, das knietiefe Moos verschlang die Beine, und das Gestrüpp verwickelte und verfing sich in allem, was nicht glatt und ohne Widerstand war. Da mein Anzug Taschen und Knöpfe und meine Gepäckstücke Riemen, Haken, Kanten und Schlaufen hatten, gab es alle Augenblicke eine Verwicklung, deren Lösung ein Problem bedeutete. Hatte ich einen Teil glücklich dorthin gebracht, wo der Cañon zu Ende und drunten auf dem Flusse wieder die Möglichkeit war, im Boote weiterzufahren, machte sich der Wald ein Vergnügen daraus, mich nicht mehr dorthin zurückfinden zu lassen, wo die anderen Gepäckstücke lagen. Bei den ersten beiden Gängen gelang es ihm restlos, mir zum Irrgarten zu werden, dann markierte ich meinen Pfad so deutlich, daß ich ihn auf dem Hin- und Rückwege nur mehr ein paarmal verlor. Als all mein Gepäck am Waldrande auf der anderen Seite des Cañons lag, war der Tag im Verdämmern. Drunten in der Tiefe rauschte der Fluß zwischen dunklen Schatten, er hatte keine Lichter mehr auf seinen Wellen. Steil fiel die Wand zu ihm hinab, und ich sah sie mir möglichst wenig an, um während der Nacht nicht allzuviel daran denken zu müssen, daß ich am Morgen auch noch da hinuntermußte. Ich holte mein Zelt aus seinem Sack und sah mich nach einem Lagerplatz um.

Wir Wilden sind doch bessere Menschen

Als ich nach dieser Zeltnacht wieder zum North Thompson River hinabgeklettert war und meinen „Vagabund" wieder aufgebaut hatte, glaubte ich, nun alle Tücken einer kanadischen Wildwasserfahrt zu kennen. Das Fahren auf tosendem Flusse, das Durchbeißen durch den Urwald, das Felsklettern mit Gepäck, — das alles hatte ich in dieser kurzen Zeit nun schon zur Genüge kennengelernt. Es konnte nicht mehr sehr viel Neues kommen.

So dachte ich. Aber der Mensch denkt — und so weiter. In den nächsten vier Tagen gab mir der North Thompson noch manche Lektion, die sich all meine bayerische Wildwasser-Erfahrung nicht hatte träumen lassen. Als ich am Spätnachmittag dieses vierten Tages zufällig wieder auf einer etwas stilleren Strecke schwamm, hatte ich keinen anderen Wunsch als den, daß diese Ruhe und Beschaulichkeit nun ein paar Tage lang anhalten möge. Ich hatte Wildwasser genug erlebt, ich war abgekämpft wie ein junger Foxterrier, der sich mit aufgestellten Haaren auf seine Feinde stürzt und dann mit hängenden Ohren nach einem stillen Plätzchen sucht.

Sechs Tage war ich nun auf dem Wasser. Mit meiner Abenteurerlust hatte auch mein Proviant abgenommen. Die vierpfündige Speckseite, die ich mitgenommen hatte, war zu einem kleinen Restlein zusammengeschrumpft, der Schweinefettbestand war so unwesentlich geworden, daß er den Boden der Aluminiumdose, in der er untergebracht war, kaum mehr bedeckte.

An Konservendosen lagen längst mehr auf dem Grunde des North Thompson River als in meinem Proviantsack, und der Beutel, der das Hartbrot enthielt, zeigte erschreckend viele Falten. Alles spitzte sich darauf zu, daß ich

nun immer mehr von der Nahrung leben mußte, die die Wildnis für mich bereit hielt.

Das versprach keine große Abwechslung. Von Beeren und Kräutern leben die Menschen nur in Sagen und Legenden. Ganz abgesehen davon fand ich während all meiner Urwaldzeit nie eine Beere, und die Kräuter sahen nicht danach aus, als würden sie eine besonders leckere Mahlzeit abgeben. Was es an eßbaren Tieren gab, das waren Wildenten, die ich vielleicht auch erbeutet hätte, wenn ich nicht nur mit meiner Scheintodpistole nach ihnen hätte schießen können. Elche sah ich in dieser ersten Zeit nie, Stachelschweine hätte ich zwar erschlagen, mich aber nicht zu ihrem Genusse entschließen können. Es wären also nur als ereichbare Urwaldnahrung noch die sehr berühmten Bärenschinken geblieben — die aber hingen für mich zu hoch. So gern ich sie gegessen hätte, so froh war ich auch, daß ich nie in die Lage kam, eine solche Möglichkeit vor mir zu sehen. Ich war vollauf zufrieden, wenn es ein Bär nie zur Entscheidung kommen ließ, wer von uns beiden den anderen verspeisen würde, und zum Glück schienen die paar Bären, die ich traf, ebenso zu denken. So gingen wir aneinander vorüber, ohne daß die Schmackhaftigkeit des einen den Appetit des anderen erregt hätte.

Aller Voraussicht nach wäre ich also zum Hungerkünstler geworden, hätte mir der North Thompson River nicht aus der Verlegenheit geholfen. Er hatte nicht nur Stromschnellen und Wasserhöllen, er hatte auch Fische in Hülle und Fülle. Nicht ganz so viele wie der Fraser-River, in den er dann später einmündet und an dessen Unterlauf riesige Konservenfabriken Millionen von Fischen in runde und viereckige Blechdosen begraben — aber er hatte doch genug, daß ich nicht zu verhungern brauchte, wenn ich mir nur die Mühe nahm, meine Angel in das Wasser zu hängen.

Nur einmal in meinem Leben, als kleiner Junge, hatte ich Fischschicksal gespielt. Vier kleine Weißlinge hatte ich damals aus dem Wasser gezogen. Seitdem hatte ich es nicht mehr fertiggebracht, einen Wurm auf die Angel zu spießen, um mittels dieses Köders einen Fisch aus dem Wasser zu holen. Nun aber blieb mir nichts anderes übrig, als meine tierschutzfreundlichen Gefühle zu unterdrücken. Ich tat es, denn erstens trieb mich die Not dazu, und dann wurde es mir auch leichter gemacht, das zu tun, was ich nicht wollte. Hier blieb es mir erspart, zappelnde Wurmleiber über den Angelhaken zu stülpen, denn die Lachse des North Thompson River fielen auch auf weniger raffinierte Köder herein. Es genügte ein Stücklein Speck an der Angel, um den ersten Fisch zu fangen. Der zweite mußte dann an das Auge seines Vorgängers glauben, das ich an den Angelhaken hing. Und er glaubte noch schneller daran als der erste an das Stücklein Speck. Das Glitzern und Schillern eines solchen Fischauges scheint diesen Tieren viel zu versprechen, und da sie, unbeschwert von anatomischen Kenntnissen, das Ding an sich nicht kennen, beißen sie, noch ehe die Angelschnur sich gestrafft hat. Vorausgesetzt, daß sie gerade in der Nähe sind.

Doch sie waren fast immer in der Nähe, wenn ich mit meiner Angel kam. Sie machten es mir so leicht, daß ich ein paarmal sogar den leeren Angelhaken in das Wasser hing, um die inzwischen erwachte Anglerfreude so lange zu genießen, bis ich dann ein Fischauge zückte. Dabei waren es Exemplare, die ich nicht wieder zurückzuwerfen brauchte, um ihnen Zeit zu weiterem Wachstum zu geben. Wenn sie mir am Anfang meiner Fischerei eine Sorge machten, dann war es die ihrer Zubereitung. Doch ich hatte von Joe Clenton, dem Trapper, den ich in der Prärie getroffen, auch in dieser Beziehung einige Ratschläge erhalten, und nach

einigen Fehlversuchen war meine Fischkochkunst so auf der Höhe, daß ich meine Beute auch essen konnte. Am besten schmeckten sie, wenn ich sie nach Indianerart in große Blätter einwickelte und sie so in der Glut des Lagerfeuers vergrub. Nach einer halben Stunde hingen die Schuppen an den verkohlten Blättern, das Fleisch war zart und fiel von selbst von den Gräten. Das gab ein Gericht, über das der beste Koch nichts hätte sagen können.

Schon dreimal hatte ich so meine Mahlzeit selbst gefangen. Am Abend des sechsten Tages meiner Flußreise saß ich wieder am Ufer des North Thompson, in der einen Hand die Angelschnur, in der anderen einen großen Stein, mit dem ich den Bestandteil meiner Speisekarte erschlagen wollte, wenn ich ihn hatte.

Es war ein außergewöhnlich heißer Tag gewesen. Schon früh am Nachmittag hatte ich das Boot aus dem Wasser genommen, um in aller Ruhe nach einem Lagerplatz zu suchen. In einer von verkrüppeltem Zwergholz durchsetzten Mulde hatte ich ihn gefunden. Auf einem kleinen Fleckchen Erdreich, das wie ein dunkler Teppich zwischen den Felsen lag, hatte ich das Zelt aufgebaut. Es sah mit seiner Vorderseite zum Wasser hinunter, die Rückseite schmiegte sich an eine kleine Gruppe dorniger Büsche, die noch über den Giebel des Zeltes hinausragten. Nachdem ich das nötige Feuerholz zusammengesucht und kleingemacht hatte, kletterte ich wieder zum Flusse hinab, um das zu tun, was St. Petrus zum Schutzpatron aller Fischer gemacht hatte.

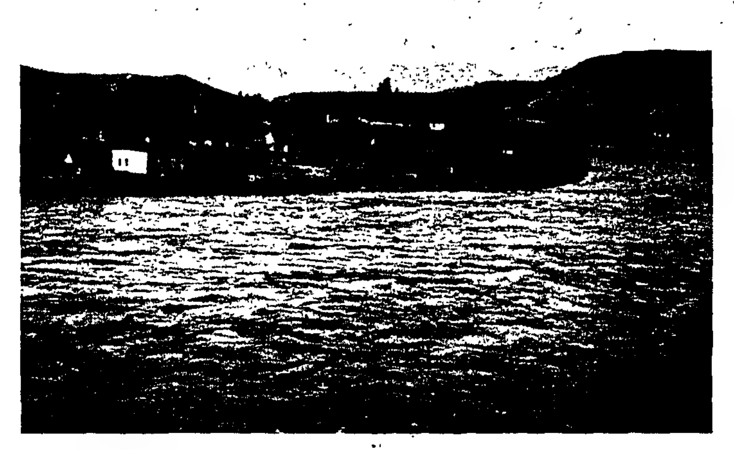
In einer kleinen Blechbüchse, die ich zu diesem Zwecke aufbewahrt hatte, lag das Fischauge, das ich als Köder brauchte, in einer anderen Blechschachtel hatte ich Angelhaken in allen Größen. Ich ließ mir viel Zeit, einen richtigen auszusuchen (obwohl es den Lachsen ganz einerlei war, an welcher Größe

sie hängen blieben), brauchte noch länger dazu, die Hakenspitze genau in das Zentrum der Fischaugenpupille zu spießen, und warf dann das Mordinstrument in das Wasser. Zwei Minuten später spannte sich die Schnur, es tat einen Ruck, und dann wehte die leere Schnur im Winde hin und her.

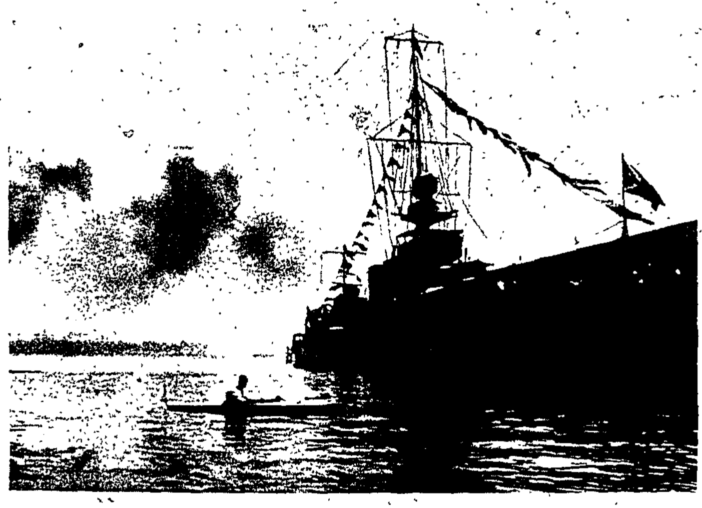
Das gab es also auch. Ich knüpfte einen neuen Haken an die Schnur, nahm als Ersatz des abgebissenen Fischauges meinen Kaugummi aus dem Munde und hing ihn an den Haken. Eine ganz kurze Weile später hatte ich den Fisch gefangen, der seine Gelüste nach Kaugummi mit dem Leben bezahlen mußte. Als er nicht mehr war, nahm ich ihn unter den Arm und stieg damit zu meinem Zelt hinauf.

Ich erschrak mehr, als für einen unerschrockenen Abenteurer schicklich ist, als ich in die Nähe meine Zeltes kam. Saß da eine Gestalt davor, starrte mit gesenktem Haupte auf die Erde und rührte und regte sich nicht. Sie trug eine dunkelblaue Hose und ein gelbes Hemd, und zu beiden Seiten des Kopfes hingen pechschwarze Zöpfe nach vorn über die Schultern. Da sie mir halb den Rücken zukehrte, konnte ich das Gesicht nicht genau sehen. Doch gab es keinen Zweifel, das Ganze war ein Indianer.

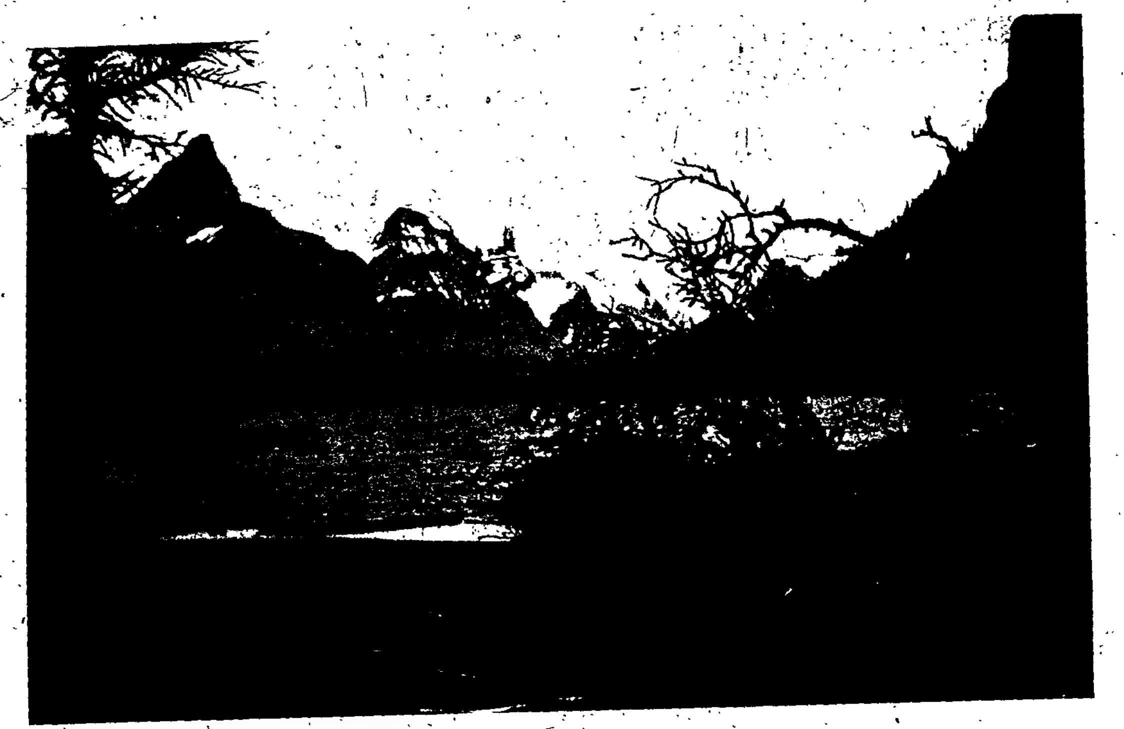
Hätte ich einen Revolver gehabt, wäre meine Hand nun zweifellos instinktiv an die hintere Hosentasche gefahren. Ich hätte ein donnerndes „Hände hoch!" gebrüllt, und die Sache wäre erledigt gewesen. Da ich aber nicht nur keinen Revolver hatte, sondern auch die Scheintodpistole irgendwo zwischen getrockneten Pflaumen und Schweinefettdose in einer Ecke des Zeltes lag, mußte das Abenteuer einen weniger romantischen Fortgang nehmen. Da ich auch nie gelernt hatte, aus geknickten Grashalmen und abgebrochenen Zweiglein die guten oder bösen Absichten eines Indianers zu erraten, ich außerdem auch nicht die nötige Schmetterfaust



Als breiter Strom fließt der Fraser dem Stillen Ozean zu



Der große und der kleine Bruder
Englisches Kriegsschiff im Hafen von Vancouver



Der Maligne-See

hatte, um den ungebetenen Gast fürs erste unschädlich zu machen, schien mir nichts anderes übrig zu bleiben, als mich auf gut deutsche Art vorzustellen, um die Rothaut zu fragen, was sie hier wolle. Dies war wohl die einzige Möglichkeit, die die Szene zu dem erwünschten Ende führte, in dem ich wieder als Herr meines Zeltes auf dem Plane stand.

Die Szene spielte sich von selbst. Mitten in meinem Denken hob der Indianer plötzlich den Kopf. Er mußte meine Anwesenheit gefühlt haben. Es waren zwei dunkle, funkelnde Augen, die mich ansahen. Hätte ich weniger über die Zivilisation der Indianer gewußt, wäre es mir unter diesen Blicken wahrscheinlich heiß und kalt über den Rücken gelaufen. Da mein Indianer aber — im ersten Schreck hatte ich das gar nicht gesehen — auch Hosenträger und eine schwarzweiß karierte Krawatte trug, stieg in mir der Gedanke auf, daß es mit der Wildheit dieser Rothaut nicht sehr weit her sein konnte. Daß der Indianer diese Dinge der Kultur einem vorher skalpierten Feinde abgenommen hatte, war doch nicht anzunehmen.

Vorerst einmal ließ mich der Indianer denken, was ich wollte. Er sah mich nur an — still und ohne ein Gefühl in seinen Augen zu verraten. Ich sah ihn auch an. Vielleicht aber war der Ausdruck meines Gesichtes nicht ganz so abgeklärt, denn mein Besuch fing plötzlich zu lächeln an. Dann hob er seinen rechten Arm mit der flach ausgestreckten Hand bis zur Höhe des Kopfes.

Das war sein Gruß. Und damit gab es keinen Grund mehr, besorgt zu sein. Wenn ein Indianer auf diese Weise grüßt, hat man nichts mehr von ihm zu befürchten. Auch das hatte mir Joe Clenton in der Prärie gesagt, und ich begann langsam zu begreifen, wie wertvoll mir der Mann geworden war.

Auch ich hob meinen Arm. Ich hatte das ein Jahr früher in Italien bei den Faschisten so oft gesehen, daß ich es gut konnte. Aber damals hatte ich nicht gewußt, daß dies der Gruß der wilden Völkerstämme sei.

Der Indianer stand langsam auf. Während er das tat, blieb auf seinem Gesicht fortwährend das leise Lächeln stehen. Das machte mich wieder etwas unsicher, denn soviel ich wußte, lächelt ein Indianer nur, wenn ihn niemand sieht, und tut er es über dieses Maß hinaus dennoch, so führt er irgend etwas im Schilde. Schließlich war ich ja mit diesem roten Mann allein im Urwald, vielleicht hatte er, während ich drunten am Flusse war, über den Inhalt meines Zeltes schon heimliche Inventur gemacht, und wenn er nun fand, daß meine Ausrüstung auch ihm gute Dienste leisten würde — wer weiß, wie viele Monate vergehen würden, bis jemand diese Eigentumsverwechslung mit nachfolgendem Tode bemerkt haben würde. Es war schon recht unangenehm, daß dieser Mann so lächelte.

Während ich das dachte, hatte sich der Indianer ganz erhoben. Nun stand er vor mir, einen Kopf größer als ich.

Einer, der zum andern hinaufschauen muß, ist immer im moralischen Nachteil. Aber ich nahm mich zusammen, griff auf alle Fälle in die hintere Hosentasche und fragte mit gerunzelter Stirn: „Wer bist du?"

Das Lächeln des Indianers verbreiterte sich zu einem Grinsen. Entweder war er ein Medizinmann, der mit prophetischen Augen sah, daß in meiner hinteren Hosentasche anstatt eines Revolvers nur der Selbstauslöser zu meinem Photoapparat steckte, der zwar auch losging, wenn ich darauf drückte — oder er freute sich über meine englische Aussprache.

„Ich bin der gelbe Jimmy“, sagte er auf gut englisch, und dabei zeigte er mit seiner Hand auf sein gelbes Hemd.

Wenn sein Name so alt war wie sein Hemd, dann mußten die Indianer — anderen Mitteilungen entgegen — schon sehr früh mit dem Brauche gebrochen haben, sich nach Tieren und anderen Dingen und Wesen zu benamsen. Ich nickte nur mit dem Kopfe, weil mir nichts Besseres einfiel.

„Wie kommt der weiße Mann in diese Wälder?“ fragte der Indianer. „Er ist weit weg von der eisernen Straße.“

Ich überlegte einen Augenblick, ehe ich ihm antwortete. Wenn ich ihm sagte, daß ich allein in dieser Wildnis war, gab ich ihm eine Sicherheit, die er nicht unbedingt haben mußte. Darum fing ich zu lügen an, wie man das so darf, wenn man muß und kann.

„Ich bin mit meinen Freunden hier“, sagte ich und sah mich dabei um, als müßte jeden Augenblick eine ganze Kompagnie aus dem Walde brechen. „Wir fangen Schmetterlinge für arme Waisenkinder.“

Ich nannte ihm diese harmlose Beschäftigung, da ich ihn nicht auf den Gedanken bringen wollte, daß wir als Eindringlinge der roten Rasse etwas wegnehmen oder sie um ihre Rechte schmälern wollten. Man kann ja nie wissen.

Endlich hörte der Indianer zu lächeln auf. Er sah mich fragend an.

„Schmetterlinge?“

Ich nickte ernsthaft.

„Schmetterlinge!“

Die Rothaut schüttelte den Kopf. Sie sah mich an, wie man einen Oberkellner ansehen würde, der den Gansbraten in Sektgläsern serviert.

„Du bist kein Engländer?“ fragte er prüfend.

Ich schüttelte den Kopf. „Nein!“

„Auch kein Franzose?"
„Nein!"
„Ein Russe?"
„Nein — ein Deutscher."
„Oh!! Ist das so?!"

In das kupferfarbige Gesicht kam wieder das Lächeln. Der Indianer griff in die Hosentasche und suchte in ihr herum. Wäre ich ein alter Waldläufer gewesen, hätte ich Unrat gewittert — in meiner Harmlosigkeit wartete ich neugierig, was nun aus dieser Tasche kommen würde. Der Indianer angelte in seiner Tasche hin und her, zog und zerrte und verzog dabei sein Gesicht in ehrlicher Anstrengung. Als er mit einer Hand nicht fertig zu werden schien, griff er auch noch mit der anderen zu. Es mußte etwas ganz Widerborstiges sein, das da nicht aus der Tasche wollte.

Plötzlich hellte sich das Gesicht des Indianers wieder auf. Und im nächsten Augenblick blitzte ein Messer in seiner Hand.

Ich fuhr einen Schritt zurück. Skalpierte Schädel weißer Männer schossen vor mir auf. Der Indianer mußte das Messer schon in seiner Tasche aus der Scheide gezogen haben, um dann rascher arbeiten zu können. Nun ging es also wirklich los!

Der Indianer beschrieb mit dem Messer ein paar Kreise in der Luft. Sein Gesicht strahlte. Plötzlich hielt er mir das Messer unter die Nase. Im gleichen Augenblick holte ich aus, um ihm mit der Faust den Arm auf die Seite zu schlagen — aber ich ließ meinen Arm rasch wieder sinken — ehe ich mich blamiert hatte.

„Made in Germany!" hatte der Indianer voll Stolz gesagt.

Gemacht in Deutschland. Es war ein schönes Messer, an dem der Indianer schon seine Freude haben konnte. Aber ich mußte mich doch erst einige Zeit erholen, bis ich ihm das sagen konnte. Ich roch noch eine ganze Weile das Blut, das ich schon an diesem Messer hatte kleben sehen.

Es war ein sogenanntes „kanadisches Messer". Es sah fast aus wie jenes, das ich hatte, und . . .

Plötzlich stutzte ich. Ich hatte das Messer des Indianers genauer angesehen. Das war ja mein Messer!

Ich sah den gelben Jimmy von unten her an. Das eine Auge in seinem Gesicht, das andere auf seinem oder meinem Messer. Der Indianer freute sich schrecklich. Er lachte wie ein Baby, dem eine Fliege auf der Nase sitzt, und schien nicht zu merken, was in mir vorging. Da ließ ich es ihn merken.

„Ein schönes Messer", sagte ich. „Ich habe auch ein solches."

„Well", sagte die Rothaut, „es ist deines. Ich habe es drunten am Flusse gefunden. Ich bin gekommen, um es dir zu bringen."

— — — — — —

Nun war ich wieder blamiert. Aber zum Glück nur für mich bemerkbar.

„Ich will dir etwas dafür geben", sagte ich, um mich vor mir selbst in ein besseres Licht zu rücken. „Es wäre für mich ein großer Schaden gewesen, wenn ich dieses Messer nicht mehr bekommen hätte. Es ist mein einziges."

„Das habe ich mir gedacht", sagte der Indianer. „Doch du sollst mir nichts dafür geben. Es ist dein Eigentum."

Ich mußte an die unzähligen Messer denken, die ich in Deutschland schon verliehen und nie wiedergesehen hatte.

„Warum fährst du im Kanu, wenn du Schmetterlinge fängst?" fragte mich der Indianer mitten in mein Denken hinein.

Ich sah ihn erstaunt an:

„Du hast mich gesehen?"

Der Indianer nickte:

„Ja. Ich war drunten am Fluß, als du an Land gingst. Du bist der erste, der hier im Kanu den North Thompson herunterkommt."

„Weißt du das sicher?"

„Es ist so, wie ich sage."

„Bist du immer in dieser Gegend? Was tust du hier?"

„Ich fange Schmetterlinge für arme Waisenkinder."

— — — — — —

Ich erkundigte mich, ob er eine Pfeife rauchen wolle. Er meinte, eine Zigarette sei ihm lieber.

In einer alten blechernen Filmpackschachtel hatte ich noch zwei halbausgefallene Exemplare. Eine gab ich ihm, die andere steckte ich mir an. Ich hätte zwar lieber eine Friedenspfeife geraucht, um das Abenteuer echter zu gestalten, aber mein Indianer fand eine Zigarette schmackhafter.

Wir unterhielten uns noch über manche Dinge. Von den Zwecken unserer Anwesenheit im Urwald sprachen wir nicht mehr. Als sich der Indianer verabschiedet hatte und im Walde verschwunden war, war auch die Filmpackschachtel, aus der ich die Zigaretten geholt hatte, verschwunden.

Wahrscheinlich wird sie der Indianer dem großen Manitu geopfert haben, als er später sah, wie entsetzlich leer sie war.

Aber ich will nichts gesagt haben.

Lumber-Camp

Das war ein Indianerabenteuer. Es wäre zu Ende gewesen, hätte mich nicht die Neugierde gedrückt, woher dieser Indianer eigentlich kam. Während er sich in die Büsche schlug, wandte ich mich meinem Zelte zu, kaum aber war das Knacken der unter seinen Füßen brechenden Zweige leiser geworden, sah ich mich langsam um. Ich sah dort, wo die Rothaut zwischen den dichten Büschen verschwunden war, nur mehr ein paar Zweige sich leise bewegen.

Es war inzwischen auch so dämmerig geworden, daß man nicht mehr sehr weit sehen konnte. Wenn ich nun dem Indianer folgte, konnte er mich kaum mehr bemerken. Schneller, als ich glaubte, hatte ich aus dem Berge meines Gepäckes im Zelt meine Scheintodpistole hervorgefunden. Sie hatte drei Gaspatronen in ihrem Lauf, dazu steckte ich auch noch die Reserveschachtel mit einem Dutzend weiterer Patronen zu mir. Wenn es sein mußte, konnte ich nun über einen ganzen Stamm den Gaskrieg verhängen.

Eigentlich hatte ich ja keinen Grund, mich so zu bewaffnen. Der Indianer hatte sich so ehrlich gezeigt, daß er das nicht verdiente. Aber ich holte zu meiner Entschuldigung das alte Sprichwort hervor: „Besser ist besser.“ Außerdem konnte man ja nicht wissen, was ich im Urwald sonst noch alles antraf. Es konnte da allerhand Wesen geben, die weniger harmlos waren als mein gelber Jimmy.

Für alle Fälle steckte ich auch noch meine Sturmlaterne ein. Es war ein zusammenklappbares blechernes Gehäuse — als Lichtquelle diente eine farbige Weihnachtskerze, von deren Gattung ich etwa dreißig Stück mitgenommen hatte. Das gab ein sehr romantisches Licht, wenn ich in der Finsternis nicht mehr durchkam.

Leise drang ich in das Baumgewirre ein. Ich hatte mir den Platz genau gemerkt, wo der Indianer im Walde verschwunden war. Ich bog die Zweige vorsichtig vor mir auseinander und ließ sie hinter mir langsam wieder zurückschwingen. So lautlos wie möglich setzte ich einen Fuß vor den anderen. So pirschte ich mich durch den Wald, die Blicke immer in der Richtung, in der sich die Rothaut vor mir befinden mußte.

Es dauerte nicht lange, dann hatte ich sie wieder aufgespürt. Nicht sehr weit vor mir knackte es, — ich hörte es ganz deutlich, wenn ich auch noch nichts sehen konnte. Ich wurde noch vorsichtiger und schlängelte mich mit gebücktem Oberkörper zwischen den Zweigen dahin.

Die Sache roch nun wirklich nach Abenteuer. Wenn der Indianer da vor mir auch ein noch so braver Bursche war — ich schlich nun jedenfalls hinter einem Indianer her, und dieser Indianer war ebenso echt wie der Wilde Westen, in dem dies alles geschah. Was auch kommen mochte, ich erlebte nun einmal das, was jeder vollwertige Waldläufer im Wilden Westen erleben muß, wenn er nicht als unromantisch gelten will, im Falle er in die Heimat zurückkehrt.

Mit der Zeit wurde diese Schleicherei etwas mühsam. Der immerwährend gebückte Rücken fing an einzuschlafen, und die Bauchmuskeln begannen zu zwicken. Auch war der Wald so dicht geworden, daß die Dämmerung in ihm schon fast Dunkelheit war. Die Blicke fanden nur schwer den Punkt, an den sie sich festhängen konnten, und das machte die suchenden Augen müde und nahm ihnen die Spannung. Alle Augenblicke erschrak ich, wenn aus der Dunkelheit ein Zweig wie eine Riesenhand mit hundert Fingern vor meinem Gesichte auftauchte und nach mir zu greifen schien.

Plötzlich knackte es vor mir lauter, als es bisher geschehen

war. Es war, als hätte man einen dicken Ast nach vieler Mühe über dem Knie abgebrochen. Ich blieb stehen und lauschte.

Eine Weile hörte ich gar nichts — dann aber hörte ich um so mehr. Der Indianer fluchte wie ein oberbayerischer Holzknecht. Die Worte waren zwar anders, die Töne jedoch zeigten nicht den geringsten Unterschied. In der Vorderriß hatte ich einmal ein Floß gesehen, das vor mir her auf der Isar schwamm, und als es gegen einen Felsblock rannte, daß die Stämme wie Streichhölzer einzeln davonschwammen, hatte der Flößer Laute von sich gegeben, an die mich das Schimpfen des Indianers nun lebhaft erinnerte.

Der gelbe Jimmy mußte mit dem Kopfe gegen einen Baum gerannt sein. Eine andere Ursache dieses erbitterten Selbstgespräches konnte ich mir nicht vorstellen. Und wenn dadurch das entsetzliche Krachen hervorgerufen worden war, hatte die Rothaut freilich keinen Grund, vor Freude wahnsinnig zu werden.

Es schien, als käme das Schimpfen plötzlich näher. Ich duckte mich zusammen, daß ich zwischen den Büschen verschwand, die mich umgaben.

Der Indianer kam wieder zurück, — es gab keinen Zweifel. Wenn er das auf dem gleichen Wege tat, mußte er auf mich stoßen. Das wäre unangenehm gewesen, weil er in diesem Falle annehmen mußte, daß ich ihm mißtraute, und das wollte ich nicht. Außerdem wäre dann auch mein Abenteuer zu Ende gewesen.

Ein paar Meter von mir entfernt stand eine dicke Zeder. Der mächtige Leib ihres Stammes stand als dicker Schattenstrich in der Finsternis. Ich hüpfte auf allen vieren durch die Büsche auf sie zu. Das ging nicht ganz lautlos vor sich, doch der Indianer war noch so weit weg, daß er es — da

auch er sich vorwärtsbewegte — nicht hören konnte. Als ich den Stamm erreicht hatte, drückte ich mich zwischen seinen dicken Wurzeln auf die Erde.

Langsam kam der Indianer näher. Zu meinem Schrecken schien er es gerade auf meine Zeder abgesehen zu haben. Es war kaum eine Minute vergangen, da sah ich die Umrisse seiner Gestalt nur mehr ein paar Schritte von mir entfernt. Ich kroch, jedes Geräusch ängstlich vermeidend, um den Stamm herum, nach der anderen Seite.

Ich wagte nicht, hinter dem Stamm hervorzusehen. Nun konnte ein kleines Mißverständnis zu meinem Verhängnis werden. Wenn mich der Indianer plötzlich sah, konnte er mich in der Dunkelheit für einen Verbrecher halten, und das Gesetz des Urwaldes räumt jedem Bedrohten eine rasche und wirkungsvolle Verteidigung ein. Nun fluchte auch ich vor mich hin. Aber nur im Stillen und über meine Dummheit, mit der ich in dieses zweifelhafte Abenteuer hineingegangen war.

Der Indianer schien stehengeblieben zu sein. Es rührte sich nichts mehr. Diese Stille saß mir wie ein Pfropfen in der Kehle. Wenn es hell gewesen wäre, würde ich nun wahrscheinlich ganz einfach hervorgetreten sein, würde gelacht haben, und der Indianer würde zweifellos meinen Spaß verstanden haben. Wenn ich aber nun in dieser Finsternis plötzlich aufstand, konnte die Rothaut nach mir stechen oder schießen, ehe ich noch den Mund aufgetan hatte. Und wenn ich den Mund auftat, ehe ich hervortrat, konnte er so erschrecken, daß er blindlings darauflosschoß. Es war zum Aus-der-Haut-Fahren. —

„Knacks . . .! — !"

Ich fuhr zusammen. Das Knacken war so plötzlich in die Stille gefahren, daß ich erschrak. Ich hörte wieder Schritte,

und dann sah ich, wie sich der Indianer zu einem Stamme begab, der ein paar Meter von meinem entfernt stand. Ich sah das deshalb, weil der Indianer bei seinem Vorwärtssuchen in meine Blickrichtung gekommen war.

Dicht neben dem mir gegenüberstehenden Stamme machte der Indianer halt. Ich war ganz leise wieder ein Stücklein weiter hinter meinen Stamm gerutscht und sah nun mit einem Auge daran vorbei. Ich sah, wie der Indianer in die Hosentasche griff, wie er nach etwas zu suchen schien, wie er es herausnahm — und plötzlich flammte ein greller Lichtkegel auf.

Der Indianer hatte eine Taschenlampe in der Hand. Zum Glück war ihr Lichtstrahl nicht auf mich gerichtet. Der Indianer setzte sich unter den anderen Stamm, stellte die Lampe neben sich in das Moos, daß ihr Licht über seine Knie wegstreifte und sich im niedrigen Buschwerk verlor.

Ich hielt den Atem an. Langsam griff der Indianer in die andere Hosentasche und zog einen Revolver daraus hervor. Es war ein ganz altes Kaliber, eine Trommelkanone mit einem Lauf wie eine junge dicke Berta. Aber es war ein Revolver.

Ich dachte an Joe Clenton. Warum hatte mich der Trapper nicht eine richtige Waffe kaufen lassen, wie ich es tun wollte! Ich gab ihm im Geiste häßliche Namen.

Da hörte ich den Indianer etwas sagen.

„Der weiße Hund!" hatte er gesagt.

Mir wurde noch ein wenig schlechter. Mit diesem weißen Hund konnte nur ich gemeint sein. Und daß der Indianer seine Revolverkanone vorbereitete, um damit Wildenten zu schießen, das lag nicht nahe. Es war gar nicht mehr daran zu zweifeln: all die Freundlichkeit des Indianers war nur Verstellung gewesen, er wollte nur spionieren, ehe er zum

Angriff überging. Nun wollte er warten, bis ich im Zelte eingeschlafen war, um dann leichteres Spiel zu haben.

Also doch! Ich fing an, auf mich stolz zu werden. Nun war es doch keine Dummheit gewesen, daß ich der Rothaut nachgeschlichen war. Nun brauchte ich nur zu warten, bis sie wieder zu meinem Zelte ging, und wenn sie dann den Kopf hineinsteckte, um mich auszulöschen, brauchte ich nur meine drei Gaspatronen von hinten her in ihr Gesicht abzufeuern, und ich hatte Zeit genug, den roten Raubmörder in aller Ruhe zu fesseln und zu knebeln. Dann konnte er liegen bleiben, bis ich morgen früh wieder weiterfuhr. Natürlich nahm ich dann seinen Revolver an mich, und wenn er es wirklich noch einmal wagte — —

Der Indianer war plötzlich wieder aufgestanden. Um ein Haar hatte ich ihn über meine Situationsmalerei ganz vergessen. Ich drückte mich dicht auf die Erde und gegen meinen Stamm und sah nicht dahinter hervor. Erst als ich hörte, daß der Indianer schon einige Schritte entfernt war, lugte ich aus meinem Versteck.

Zu meinem Erstaunen ging er nicht meinem Zelte zu, sondern wieder in der Richtung, in der er zuerst gegangen war. Doch das machte mich nur einen Augenblick lang stutzig. Sicher tat er das nur, um von einer anderen Richtung her zu meinem Zelte zu kommen. Die Rothäute sind ja so schlau.

Als er wieder weit genug von mir entfernt war, schlich ich ihm nach. Ganz tief gebückt tat ich das, mit der Nase fast auf dem Boden. Dann und wann knackte es sehr laut unter mir, und dann erschrak ich mehr, als ich es als Hauptdarsteller dieses Wildwestdramas hätte tun dürfen.

Etwa zehn Minuten kroch ich so hinter dem Indianer her durch den Wald. Dann war es mir plötzlich, als würde

über den Büschen vor mir ein blasser Schein liegen, der von irgendeiner künstlichen Lichtquelle kommen mußte. Ich wand mich noch ein paar Schritte weiter, und dann wußte ich, daß der Schein von einem Feuer kam, das ungefähr zwanzig Meter vor mir zwischen den Bäumen brannte. Der Indianer war bereits dort angelangt. Es mußten mehrere Menschen am Feuer sein, denn ich hörte Stimmen.

Ich blieb liegen, wo ich war. Nun wurde die Sache spannend. Ein Indianer mit Revolver, der mich „weißen Hund" nannte, ein Lagerfeuer im Urwald, dabei rätselhaftes Stimmengewirre — das war romantischer, als ich es mir gewünscht hatte.

Ich mußte wieder an meinen Karl May denken. Wie oft hatte er sich an solche Lagerfeuer herangeschlichen, um die Absichten seiner Feinde zu erlauschen! Dann war er im Schutze der Bäume vorgekrochen, hatte jedes Zweiglein mit den Händen aus dem Wege geräumt, ehe er seinen Körper weiterschob. Hinter einem Stamme, ganz nahe dem Feuer, hatte er dann gelauscht.

Langsam wurde es mir nun doch wieder recht ungemütlich. Ich hatte in den Städten der Prärie viel von nomadisierenden Indianern gehört, die richtige Strolche waren und mit ihren gewiß nicht menschenfreundlichen Absichten oft bis sehr nahe an die Kultur herankamen. Die Königliche kanadische berittene Polizei, die als beste Truppe ihrer Art auf der Welt gilt, sollte schon manche harte Nuß mit diesen durch Halbzivilisation nur noch gefährlicher gewordenen Rothäuten zu knacken gehabt haben. Sie trieben sich nicht nur im hohen Norden und im Nordwest-Territorium herum, sie kamen auch gern sehr weit herunter, wo es mehr zu erbeuten gab.

Vielleicht hätte ich mich nun aus dem Staube gemacht, um

möglichst schnell zu meinem Zelt zu kommen, es abzubrechen und an einem anderen Platze wieder aufzustellen — wenn in diesem Augenblicke nicht etwas geschehen wäre, das mich bestimmte, noch eine Weile auf meinem Lauschposten zu bleiben.

Dort, wo das Feuer war, tauchten plötzlich vier Gestalten auf. Das Feuer selbst war zwar durch einige Bäume verdeckt, sein Schein war aber stark genug, daß ich die vier Leute deutlich sehen konnte. Es war mein Indianer, und um ihn herum standen drei Weiße. Ihrer Kleidung nach konnten sie alles mögliche, nur keine anständigen Menschen sein — die Gesichter sahen jedoch eigentlich nicht aus, als würden sie Verbrechern gehören. Vielleicht aber wurde dieser Eindruck nur dadurch hervorgerufen, weil alle drei ein Lächeln oder besser gesagt ein Schmunzeln in ihren Gesichtern hatten, das gar nicht zur Düsterheit dieser Situation paßte.

Das war sonderbar. Es wurde noch sonderbarer, als dieses Lächeln plötzlich mit einem Schlage aus den drei Gesichtern verschwand. Der Indianer hatte etwas gesagt, und im gleichen Augenblick hatten die drei Gesichter einen Ausdruck angenommen, der alles andere als gerade freundlich war. Sie steckten ihre Köpfe zusammen und hörten dem Indianer zu. Einer von ihnen — es war der längste — griff dabei nach der hinteren Hosentasche, aus der ein dünnes, schwarzes Rohr hervorsah.

Nun wäre es eigentlich höchste Zeit gewesen, mich zu verflüchtigen. Deutlicher konnte es mir nicht mehr beigebracht werden, was ich zu erwarten hatte, wenn ich mit meinem Zelte nicht so schnell wie möglich ein paar Meilen weit verschwand. Aber nun schien ich plötzlich alle Gefahr vergessen zu haben. Es drückte mich, zu wissen, wer diese Menschen waren und was sie wollten.

Zwischen meinem Horchposten und der Feuerstelle standen die Bäume ziemlich dicht. Dazwischen war Buschwerk in einer Höhe von etwa einem Meter. Unter dieser Deckung konnte ich mich noch ein gutes Stück näher an das Feuer heranschleichen. Ich tat es so vorsichtig wie möglich, aber doch sehr schnell, um nichts zu versäumen. Ein paar Bäume standen so günstig, daß ich, als ich nicht mehr weiterkonnte, höchstens fünf Schritte von den drei Weißen und dem Indianer entfernt lag.

Nun sah ich auch das Feuer. Es war ein sogenanntes Sternfeuer, bei dem die Äste wie Radspeichen im Kreise liegen und nur mit ihren Spitzen in den Feuerkern ragen. Sind die Spitzen verbrannt, werden die Äste wieder ein Stück weiter in das Feuer hineingeschoben. Das gibt ein Feuer mit wenig Rauch und doch genügend starker Hitze. Über diesem Feuer hing an zwei Gabelästen und einer darübergelegten Eisenstange ein großer, verrußter Kochtopf. Neben dem Feuer saßen noch zwei weiße Männer. Sie trugen, wie die anderen drei, lange, verschmierte, fleckige Hosen, sehr mitgenommene dicke Wolljacken und darüber Röcke aus Segeltuch, deren Farbe auch im grellsten Bogenlampenlicht kaum mehr festzustellen gewesen wäre. Der eine hatte einen riesigen, breitrandigen Cowboy-Hut auf dem Kopf, der andere trug eine dicke graue Wollmütze. Die beiden spielten Karten.

Ich hatte nur wenig Zeit, das alles zu sehen; denn ich mußte nun meine ganze Aufmerksamkeit dem Gespräche zuwenden, das mein Indianer mit den drei Weißen führte. Eine Weile konnte ich nichts verstehen; denn sie sprachen ziemlich leise und natürlich auch Englisch. Das erschwerte mir das Verstehen. Dann aber gewöhnte sich mein Ohr an den Flüsterton.

Am meisten sprach der längste von den drei Weißen. Er fragte auch den Indianer aus, als müßte er ihn verhören.

„Du bist sicher, daß er Gold hat?" fragte er gerade, als ich so weit war, das Gespräch zu verstehen.

Der Indianer nickte.

„Er ist mit einem kleinen, seltsamen Boot den Fluß herabgekommen. Was sollte er sonst wollen, wenn er kein Goldsucher wäre?"

Der Lange zuckte die Achseln.

„Man kann viel wollen. Hast du ihn nicht gefragt, warum er hier sei?"

„Er sagte, er würde Schmetterlinge für arme Waisenkinder fangen."

Die drei grinsten. Der Lange wurde als erster wieder ernst.

„Als du allein bei seinem Zelte warst", sagte er, „hättest du nachsehen sollen, ob er Gold bei sich hat. Er muß es doch irgendwo aufbewahrt haben."

„Es lagen viele Büchsen aus Blech in seinem Zelt. Sicher wird in ihnen das Gold sein."

Die vier schwiegen einen Augenblick. Ich dachte an meine blechernen Filmpackschachteln, in denen ich meine Perutzfilme aufbewahrt hatte, um sie vor Feuchtigkeit zu schützen.

„Well", sagte der kleinste von den drei Weißen, „das ist ein Geschäft. Man wird glauben, er sei ertrunken, wenn man ihn wirklich einmal finden sollte."

Der dritte Weiße, ein untersetzter, stiernackiger Bursche mit hellblonden Haaren und fast weißen Augenbrauen, nickte grinsend vor sich hin.

„Wenn er durch Hell Gate schwimmt, wird ihn keiner mehr finden", sagte er. Aber wir können ja für alle Fälle



Tief drunten der Maligne-See



Ausfluß des Maligne River aus dem Maligne-See

auch sein Boot ins Wasser werfen. Dann wirkt die Sache echter."

Durch das „Höllentor" sollte ich schwimmen! Mir wurde warm. Der Lange kratzte sich hinter den Ohren.

„Das wäre alles ganz schön", sagte er, „doch dann dürfen wir nicht zu viel mit den Schießeisen arbeiten. Eine durchlöcherte Wasserleiche ist ein wenig gar verdächtig."

„Aber ein zerschmetterter Kopf ist im North Thompson keine Seltenheit", sagte der Kleine. „Wenn er im Zelt schläft, wird es ihm einerlei sein, ob ihn ein Stückchen Blei oder ein Steinplättchen in die ewigen Jagdgründe bringt. Es soll sogar ein sehr schöner und rascher Tod sein, wenn man auf solche Weise das Leben verliert."

Da knackte plötzlich unter meinen Knien ein Zweig. Die vier fuhren zusammen. Mir lief es heiß und kalt über den Rücken. Ich wollte mit einem Satze aufspringen und davonrennen. Aber es war schon zu spät. Im gleichen Augenblick sah ich, wie der Lange eine plötzliche Kehrtwendung machte, er schnellte sich von seinem Platz weg, nach mir zu und packte mich am Kragen. Mit einem Ruck riß er mich in den Schein des Feuers.

Ich sah vier grinsende Gesichter — und nur noch einen letzten Weg der Rettung. Ich duckte mich zusammen und hieb mit dem dicken Schaft meiner Scheintodpistole, die ich in der Hand gehabt hatte, dem Langen gegen das Schienbein, daß er aufbrüllte und mich fallen ließ. Mit einem Satz war ich aus dem Bereich seines Armes, mit einem zweiten war ich dort, wo es wieder dunkel wurde — und mit dem dritten wäre ich verschwunden gewesen — wenn ich nicht mit meinem Schädel gegen einen Baum gerannt wäre, daß mir die Funken vor den Augen sprühten.

„Aber Herr Schwerla! Warum denn so stürmisch?!"

Wie ein Blitz fuhren diese deutschen Worte in das Brummen meines Schädels hinein. Ich ließ die Hände von meinem Kopfe sinken und starrte dorthin, woher die Worte gekommen waren.

Da stand der Lange und rieb sich lachend sein Schienbein.

„Sie haben ja allerhand Temperament!"

Wieder im schönsten Deutsch. Ich starrte zuerst ihn und dann die anderen an. Ich kannte mich nicht mehr aus.

Da kam der Hellblonde auf mich zu.

„Nehmen Sie es uns nicht krumm", sagte er lachend. „Es war alles nur ein Scherz. Wir wollten Ihnen nur ein wenig Abenteuer vorspielen. Bobby Kron" — er zeigte auf den Langen — „und ich, wir sind auch Deutsche. Wir haben in der Zeitung gelesen, daß Sie den Thompson herunterkommen würden, und schon lange auf Sie gewartet."

Nun ging mir ein Licht auf. Wenn die Sache nicht so originell gewesen wäre, hätte ich mich vielleicht geärgert. Aber nun blieb mir nichts anderes übrig, als die Hand zu schütteln, die mir der Hellblonde entgegenstreckte.

„Sie sind nicht eingeschnappt?" fragte er, während er mir die Hand drückte, daß es mir die Sprache verschlug.

Da inzwischen auch der Lange und der Kleine herbeigekommen waren und auch die beiden anderen ihren Platz am Feuer verlassen hatten, kam meine Hand für eine Weile nicht mehr zur Ruhe. Der Indianer stand währenddessen bescheiden im Hintergrund gegen einen Baum gelehnt.

Bobby Kron, der Lange, und Fred Keller, der Hellblonde, waren Deutsche; die drei anderen waren Engländer. Sie alle zusammen — und mit ihnen der Indianer — waren die Belegschaft eines Lumber-Camps, das hier in der Wildnis des Urwaldes seit einer Woche seinen Standplatz hatte. Sie waren sozusagen nur ein kleiner Ableger, der hier für sich

arbeitete — das große Lumber-Camp mit vielen Arbeitern, zu dem sie gehörten, war einige Stunden weit entfernt. Es sollte erst in einigen Tagen ebenfalls seinen abgeholzten Platz verlassen und weiter vordringen.

Die Hauptarbeitszeit der Holzfäller ist der Winter, da in dieser Jahreszeit der Schnee leichtere Transportmöglichkeiten schafft — da und dort wird aber auch im Sommer diese schwere Waldarbeit getan. Es sind rauhe Gesellen, die sich da, von allen Rassen und Ländern stammend, in solchen Lumber-Camps zusammenfinden. Sie wissen, was Arbeit ist. Sie leben weit weg von aller Kultur ein Leben, das nur der verstehen und lieben kann, der in der Einsamkeit des Waldes und seiner Freiheit der Natur so nahe kam, daß er ihr verfallen ist. Und so unendlich weit entfernt diese Menschen von der Zivilisation sind — wer sie richtig verstehen kann und wem sie sich richtig geben, der wird in diesen Herzen mehr Gold finden, als all der Flitter wert ist, der in der „Kultur“ mit seinem falschen Lichte blendet.

Als ich mit meinen sechs abgebauten Raubmördern am Lagerfeuer saß, lernte ich zum erstenmal diesen Menschenschlag kennen. Wir saßen lange zusammen. Mit einer kindlichen Freude erzählten sie mir, wie sie die ganze Karl-May-Geschichte in Szene gesetzt hatten. Wie zufällig die Zeitung mit meinem Bild und meinem Vorhaben in ihre Einsamkeit gekommen war — wie der Indianer seit zwei Tagen am Flusse alle Augenblicke Ausschau gehalten hatte, wie er mich dann kommen sah und ich ausgerechnet in der Nähe ihres Camps landete und wie er die Sache einfädelte und sie dann das Spiel zu Ende führten. Der „Weiße Hund“, das Pfeifenrohr in der hinteren Hosentasche Bobby Krons, das ich für einen Revolverlauf angesehen hatte, — die Goldkörner in meinen Filmpackschachteln — all das be-

schäftigte uns so lange, bis wir dann endlich dort waren, wo sich die Herzen immer finden, wenn sie in fremdem Lande an die Heimat denken.

Die Heimat kam zu uns, und sie nahm uns gefangen, zog unsere Gedanken zu sich und ließ uns alles andere darüber vergessen. Und als wir aus unseren Erinnerungen, Träumen und Hoffnungen wieder in die Wirklichkeit zurückfanden, da waren die drei Engländer und der Indianer über unserem deutschen Gerede eingeschlafen.

Bobby Kron holte aus einer kleinen Rindenhütte, die versteckt zwischen den Bäumen lag, ein paar Decken und breitete sie über die Kameraden. Dann begleitete er mich mit Fred Keller zu meinem Zelt. Als ich am nächsten Morgen wieder weiterfuhr, standen alle sechs am Ufer. Lange hörte ich ihre grüßenden Stimmen — bis sie das Gurgeln des weitereilenden Wassers verschlang.

Das Höllentor

Als ich die restlichen zweihundert Meilen des North Thompson River absolviert hatte, ohne daß dabei außer einigen sehr abwechslungsreichen Landtransporten durch den Urwald etwas Besonderes geschehen wäre, kam ich mit meinem „Vagabund" auf den Fraser River. Dieser Fluß zeigte sich in seinem Charakter ganz ebenso wie der North Thompson — er war ein tückisches Wildwasser, wütete einmal durch tiefeingeschnittene Felsschluchten, wurde im nächsten Augenblick zum lammfrommen Wässerlein und erregte sich ein paar Meilen darauf wieder so sehr, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Doch der North Thompson war mir ein guter Lehrer gewesen. Sein Bruder Fraser konnte mich

nicht mehr verblüffen. Ich blieb in meinem „Vagabund“ so lange sitzen, bis die Wasserpfützen auf meiner Spritzdecke so groß waren, daß sie anfingen, überzulaufen. Das war das Zeichen, daß es nun an der Zeit sei, den weiteren Weg auf dem Lande zu suchen, bis der Fraser wieder ruhiger geworden war. Auch am Fraser gab es recht urwüchsigen Urwald, und manchmal steckte ich in ihm wie das verirrte Lämmlein in der Dornenhecke. Das gab dann jedesmal Anlaß zu sehr angeregten Selbstgesprächen, die die Eintönigkeit meines Alleinseins etwas unterbrachen.

Wenn man tagelang keinen Menschen zu Gesicht bekommt, fängt die schönste und romantischste Einsamkeit zu drücken an. Je gewaltiger und größer dann die Natur ist, um so stärker engt sie das Herz ein. Es ist niemand da, mit dem man diese Gewalt teilen könnte, keiner hilft die Wucht solch wilder Schönheit tragen. All das große Erleben wird im kleinen Raum der Menschenseele zusammengedrängt, und es häuft sich an und türmt sich aufeinander, bis nichts mehr hineingeht. Dann wird man stumpf, und das Auge sieht müde und übersättigt an aller Größe vorbei.

Es war ein Glück, daß ich nach Kanada gekommen war, um auch anderen Menschen von meinem Erleben zu erzählen. So durfte ich nie lange müde sein, mußte dafür sorgen, daß das Ventil geöffnet wurde, wenn die Behälter meiner Eindrücke unter Überdruck standen. Dieses Ventil waren ein kleines Buch und ein kleiner Bleistift. Oft saß ich am Ufer neben meinem Boot oder nachts vor meinem Zelt am Feuer und schrieb. Es wäre nicht nötig gewesen, denn man vergißt solche Dinge nicht. Aber ich schrieb dennoch. Es gab frische Luft und neuen Raum. Wenn mir all das Geschreibe in heißer, gedankeneinengender Sonne und am flackernden Feuerschein

auch heute nicht mehr viel nützt, damals hat es mir viel geholfen. Es ersetzte den Menschen, zu dem ich sprechen konnte und der mir fehlte.

An einem trübseligen Nachmittag saß ich am Ufer des Fraser neben meinem Boot. Zwei Tage lang kam das Wasser schon ohne Unterbrechung vom Himmel herab. Bis jetzt hatte es Bindfaden geregnet, nun goß es Seile. Den ganzen Vormittag war ich gefahren, dann war es mir zu ungemütlich geworden. Mein Kleppermantel war zwar wasserdicht genug, die Spritzdecke schloß auch so dicht, daß ich kein Wasser in das Boot bekam, und mein grünes Hütlein ließ es auch nicht zu, daß mein Kopf wässerig wurde. Doch ich hatte die Außenseite des Hütleins schon nach innen drehen müssen, um den Adlerflaum vor dem Fortgewaschenwerden zu bewahren. Das Wasser suchte sich so hartnäckig seinen Weg, daß es nicht wenig war, was mir oben beim Kragen hinein- und unten bei den Schuhen wieder herausrann. Es hing als große, glitzernde Tropfen an meiner Nase, und es hing wie ein dichter Vorhang vor meinen Blicken, daß ich kaum mehr das Ufer sehen konnte. Das machte meine Flußwanderung nicht so reizvoll, wie ich sie mir wünschte. Darum beschloß ich gegen Mittag, sie bis auf weiteres zu unterbrechen.

Das war vor zwei Stunden gewesen. Nun saß ich noch immer auf dem gleichen Fleck. Es war ein Felsblock, der wie ein zurechtgeschnittener Würfel zwischen den anderen Blöcken lag. Das Ufer war wieder steil und hoch, und ich hatte mich nicht entschließen können, es zu erklettern, um droben unter einem Baume dem Regen nicht so sehr ausgesetzt zu sein. Man hat nicht viel Unternehmungslust bei solchem Wetter, und ich war zufrieden, daß ich mich gegen den Felsblock lehnen, meine Hände in die Taschen vergraben

und den Kopf einziehen konnte, um so der feuchten Macht mit Elegie und Wurschtigkeit zu trotzen.

Unter meinem Sitze rieselte und gluckste es leise zwischen den Felsstücken. In kleinen Bächlein floß das Wasser, das vom Himmel und von den Uferwänden herabgeronnen kam, in den Fluß. Da und dort lagen kleine Seen und Tümpel in den Mulden der Steine. Sie kamen in Wallung und schlugen kleine Wellen, wenn ein allzu großer Regentropfen hineinplatschte. Alles, was da lag und stand, glitzerte im Schimmer der Nässe, nur der Himmel war grau und schmutzig wie eine Bahnhofshalle, in der zehn Lokomotiven ihren rußigen Dampf zur Decke schießen. Die Nebel hingen fast bis zum Fluß herab — in Fetzen, die sich droben über dem Ufer zwischen den Bäumen verfingen und hängen blieben.

Mein Boot lag neben mir auf den Steinen. Ich hatte es umgedreht, daß seine pralle Unterseite gegen den Regen stand. Der trommelte auf die dicke Gummihaut, und das gab ein Konzert, das meinen Gedanken eine fördernde Begleitung war.

Man kann viel und mit Erfolg in solchen Stunden denken: das eintönige Niederrieseln des Regens schleift alle Kanten ab, es gibt keine Ecken, an denen man hängen bleibt. Wie ein Film in einem gut geschmierten Projektionsapparat rollen die Gedanken ab. Man kann diesen Film vor- und rückwärts abrollen lassen, man kann ihn plötzlich zum Stillstand bringen, um ein einzelnes Bild zu betrachten, und man kann ihn im gewagtesten Tempo vorüberlaufen lassen — er reißt nie ab. Und man hat seine Freude daran. Man sieht die Bilder des Gewesenen und des Kommenden, man vergißt darüber die Wirklichkeit.

Plötzlich aber riß mein Film doch ab. Ein paar Meter von mir entfernt war ohne alle Voranmeldung ein Blitz in

das Wasser gefahren, daß ich für ein paar Sekunden alles Denken vergaß. Fast zu gleicher Zeit mit dem niederzückenden Feuerstrahl krachten drei, vier Donnerschläge über mich her.

Ich zog den Kopf noch ein wenig mehr ein und blinzelte unter dem Rande meines Hütleins an meinen Beinen entlang, um zu sehen, ob sie noch bei mir waren. Wenn die Sohlen meiner Stiefel verkohlt gewesen wären, hätte ich mich gar nicht gewundert. Das war eine wirkungsvolle Einleitung gewesen. Wenn die Fortsetzung in entsprechender Stärke kam, konnte ich mich auf allerhand gefaßt machen. Ich saß so ohne alle Deckung, daß es — — —

„Zssss — wumm — bummm! — —!"

Drei, vier Feuerstrahlen, wie ein leuchtendes Garbenbündel, und fast zu gleicher Zeit die Donnerschläge, daß die Felsen bebten.

Nun wurde es ungemütlich. Daß diese Blitze es darauf abgesehen hatten, ausgerechnet bei mir niederzugehen, war nicht nett. Der Fraser war lang genug, daß sie Platz gehabt hätten, sich dort mit der Erde zu vermählen, wo es nicht so störte.

„Tzick!" sagte der dritte Blitz und zickzackte gerade vor meiner Nase in das Wasser.

Ich wurde immer kleiner. Ich mußte daran denken, wie es gewesen war, wenn zu Hause, als ich noch ein kleiner Junge war, ein Gewitter kam. Dann wurden die Fensterläden geschlossen, damit meine Mutter die Blitze nicht sah. Hier hatte ich keine Fensterläden. Aber ich brauchte auch keine. Ich hatte ja keine Angst. Ich wurde nur ein wenig nervös, als der vierte Blitz pfauchend und stinkend in einen Baum fuhr, der über mir auf dem Felsufer stand und krachend zersplitterte.

Langsam stand ich auf. Man soll bei einem Gewitter nicht unter Bäumen stehen. Man soll sich aber auch nicht in der Nähe des Wassers aufhalten. Es war unangenehm, daß es hier sonst nichts anderes gab. Während ich darüber nachdachte, wartete ich mit kaum merklich eingezogenem Kopf auf das nächste Feuerwerk.

Es kam nichts mehr. Zuerst wollte ich es nicht glauben, dann glaubte ich es doch. Als nach ein paar Minuten auch der Regen aufhörte, wußte ich, daß das Gewitter nun vorüber war. Das war mir sehr sympathisch. Es war schon gegen vier Uhr; wenn ich für heute noch einen Zeltplatz wollte, mußte ich nun sehen, daß ich einen fand. Hier gab es nur Felsblöcke, und die Uferwände waren so steil, daß ich nur mit vieler Mühe hinaufgekommen wäre. Ich mußte also weiterfahren — vielleicht war weiter unten die Gelegenheit für mein Zelthotel günstiger.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich einigermaßen bequem in meinem Boote saß. Man findet sich schwer zurecht, wenn alles, womit man in Berührung kommt, naß und schlüpfrig ist. Als ich vom Ufer abstieß, plätscherte es leise in meinem Boot. Schnell riß mich das Wasser mit sich, es war gute, zügige Strömung — die Wellen waren breit und rundrückig und hoben das Boot auf und nieder, ohne es mit Wasser zu überschütten. Das Flußbett war ziemlich breit, und es gab keine hindernden Klippen und Felsblöcke in ihm. So brauchte ich das Paddel nicht allzuviel zu rühren. Nur dann und wann ein Schlag, der das Boot in der Richtung hielt — im übrigen konnte ich mit meinen Blicken das Ufer nach einem Lagerplatz absuchen.

Etwa eine halbe Stunde lang mochte ich gefahren sein, da fing es plötzlich wieder zu regnen an. Die Wolken, die bis jetzt als hellgraue Schleierfetzen über mir gehangen hatten,

wurden zu schwarzen Ballen, die mit ausgefransten Rändern ineinanderrauchten. Aus dem zuerst feinen Strichregen wurden große, schwere Tropfen, die knallend in das Wasser klatschten. Und dann hagelte es.

Ich war gerade mitten im Strom, als es losging. Ein paar Sekunden später sah ich nichts mehr vom Ufer. Links und rechts, vorn und hinten war nichts als niederschießendes Eis. Die Hagelkörner fetzten auf das pralle Oberdeck des Bootes, daß es jeden Augenblick ein Sieb sein konnte. Ich mußte das Paddel vor mich hinlegen und die Hände unter der Spritzdecke verstecken, damit sie mir nicht wundgeschlagen wurden. Ein gefrorener Wolkenbruch schlug auf mich ein.

Ich tat, was in diesem Falle das einzig mögliche war: ich tat gar nichts. Ich saß, zu einem Häuflein geduldig wartender Menschenmasse zusammengeschrumpft, in meinem Boot und ließ es treiben. Ich rührte mich auch nicht, als es wieder zu blitzen und zu donnern anfing. Ich sah die Blitze in das Wasser fahren und wunderte mich nur, daß sie trotz aller Nähe nie dorthin kamen, wo ich gerade schwamm. Auch das Krachen der Donnerschläge machte bald keinen Eindruck mehr. Es war wuchtig, wenn sie ohrenbetäubend aufbrüllten und, sich langsam zerkleinernd, zwischen den Felswänden verrollten — doch es verlor mit der Zeit seine Schaurigkeit. Man wird satt, wenn man zu lange und allzuviel aufgetragen bekommt.

Plötzlich aber fuhr ich aus meiner Gleichgültigkeit auf. Im Rasseln der Hagelkörner und im Getöse des Donners hatte ich einen Augenblick lang ein Geräusch vernommen, das mich wieder lebendig machte. Es war das dumpfe Rauschen, das ich jedesmal hörte, wenn der Fluß eine Überraschung für mich brachte.

Gewitter und Hagel und dazu eine Stromschnelle. Mehr

konnte mir der Fraser River an Abwechslung nicht bieten. Ich richtete mich im Boote auf und versuchte, mit meinen Blicken den Schleier des Hagels zu durchdringen. Doch so weit ich meine Augen auch herausdrückte, ich konnte nichts sehen. Die weißgraue, rasselnde Masse stand wie eine Wand vor mir. Dabei wurde das Rauschen von Sekunde zu Sekunde stärker — es schwoll an, bis es ein Tosen war, das nun alles andere Geräusch übertönte. Das Wasser war plötzlich unheimlich glatt geworden — es hatte keine Wellen mehr, sah wie zähe Bleimasse aus, die mit rasender Geschwindigkeit weiterrann, das Boot mit sich ziehend.

Die Paddelstange krachte in meinen Händen. Wenn ich Glück hatte, brach sie nicht, ehe ich draußen am Ufer war. Ich hatte das Boot herumgerissen und drückte es, die Spitze stromaufwärts gerichtet, seitwärts dem Lande zu. Das Tosen und Brüllen des Wassers, das da vielleicht nur ein paar Meter weiter vorn in die Tiefe stürzte, dröhnte mir in den Ohren. Ich kam Stücklein um Stücklein dem Ufer näher — aber es zog mich auch Meter um Meter dem Punkte zu, wo alles zu Ende sein mußte.

In solchen Augenblicken wird der Mensch zur Maschine. Er hat kein Denken mehr, er fürchtet und hofft nichts — er ist nichts mehr als rohe Kraft, die sich blindwütend gegen das Verhängnis stemmt. Nicht der Mensch kämpft mit der Natur, es kämpft Kraft gegen Kraft.

Ich kam zum Ufer. Zwischen zwei Felsplatten drückte ich das Boot in stilles Wasser. Ich mußte erst eine Weile tiefatmend sitzen bleiben, ehe ich aus dem Boote klettern konnte. Der Hagel war zu schwerem Regen geworden, die Tropfen schlugen mir in das Gesicht, aber ich fühlte sie nicht. Ich setzte mich draußen auf einen Felsen und sah in das Wasser, über dem nun auch nicht mehr die dichte Schleierwand hing.

Zwei Bootslängen vor der Stromschnelle war ich an Land gekommen. Es war kein Wasserfall, wie ich geglaubt hatte. Was da vor mir im schwächer werdenden Regen immer deutlicher wurde, war eine wirkliche Hölle von Wasser und Felsen. Das kurz vorher noch etwa vierzig Meter breite Flußbett wurde hier ganz urplötzlich auf eine Enge von etwa acht Meter zusammengedrängt. Was daraus entstand, kann sich jeder denken, der die Wucht wilder, zu Tale rasender Wasser kennt. Die Uferwände waren zu einem Tor geworden, und durch dieses stürzte sich das Wasser brüllend und hoch aufpeitschend gegen eine Felswand, die wie eine Staumauer quer zum Flusse stand und ihn zur Seite warf, daß er in fast rechtwinkeliger Kurve weitertosen mußte. Mit unheimlicher Wucht rannten die zusammengepreßten Wassermassen gegen die Wand, wurden daran emporgeschleudert, überschlugen sich, wirbelten durcheinander und fielen zischend zurück, um von der nachdrängenden Gewalt zur Seite geschleudert zu werden. Es war wie geschmolzenes schwarzgrünes Erz, das da kochte und zischte und silbernen Schaum meterhoch in die Luft warf.

Lange saß ich auf meinem Felsen, ohne etwas anderes zu tun als zu schauen. Bis mir vor diesem Rasen wütender Urkraft schwindelte.

In meiner Nähe lag ein dicker Wurzelstumpf, der irgendwo hoch droben von den Felswänden herabgefallen war. Ich stand auf, schleifte ihn zum Wasser und stieß ihn hinein.

Ruhig, fast ohne sich um sich selbst zu bewegen, schwamm er auf dem glatten Wasser zum Felsentor. Einen Augenblick war es, als würde er sich noch besinnen, dann schoß er auf die Wand zu. Einige Sekunden lang war er verschwunden, dann sah ich ihn ein paar Meter hoch zwischen Gischt und Schaum einen rasenden Tanz vollführen. Zwei, drei

Sekunden lang — dann war er verschwunden. Eine ganze Weile lang. Plötzlich sah ich ihn wieder. Er tauchte abermals dort auf, wo das Wasser durch das Felsentor schoß. Wieder schleuderte ihn das Wasser gegen die Wand. Diesmal sah ich es ganz deutlich. Dann stürzten viele kleine Trümmer und Splitter zurück in den Gischt.

Mein „Vagabund" lag still im ruhigen Wasser zwischen den Felsplatten. Ich kletterte über die Steine zu ihm hin und setzte mich neben ihm nieder. Er wußte nicht, wie nahe er dem Ende seines Vagabundenlebens gewesen war.

Der Regen hatte fast ganz aufgehört. Es war nur mehr feuchter Nebel, der aus der grauen Wolkenmasse zur Erde rieselte. Ich blieb sitzen und spielte in Gedanken mit der weißblauen Flagge, die an der Spitze des Bootes steckte. Es war ein Münchner Kindl daraufgestickt, das breitete die Arme aus und hatte ein fröhliches Lachen in seinem rotwangigen Gesicht. Ich nahm die Flagge vom Boot, sah sie genauer an und freute mich über das Lachen meines Münchner Kindls.

Da hörte ich über mir eine Stimme. Sie mußte von dort kommen, wo der Wald auf der Felswand stand.

„Hallo, Boy!!"

Ich wandte mich um und sah hinauf. Da ich niemand sah, rief ich fragend zurück.

„Hallo . . .?!"

Nun bewegte sich etwas zwischen den Bäumen. Dann wurde ein Gesicht frei, das in meine Tiefe heruntersah. Ein Stücklein weiter unten schimmerte es hellrot zwischen den Zweigen. Es mußte ein Mann sein, der ein rotes Hemd oder eine rote Jacke trug. Er legte die Hände als Schallrohr vor den Mund, denn das Tosen des Wassers verlangte eine starke Stimme. Er sprach Englisch.

„Wo willst du hin?" fragte er herunter. „Hast du vor, hier im Hell Gate zu baden?"

Hell Gate hatte er gesagt. Das heißt zu deutsch: Höllentor. Ich wußte, daß diese Bezeichnung mehrere Stromschnellen und Rapids des North Thompson und des Fraser River führten. Hier war der Name jedenfalls nicht schlecht angebracht.

Ich nahm ebenfalls meine Hände als Verstärker zu Hilfe und rief zurück.

„Ich bewundere nur ein wenig die Landschaft! Willst du nicht auch herunterkommen?"

„Gern — wenn du mir versprichst, daß du meine zerbrochenen Knochen nach Vancouver schickst!"

„An welche Adresse?!"

„Wenn du ein wenig wartest, schreibe ich sie dir auf!"

„Allright!"

Dann war es eine Weile still. Das Gesicht und der rote Schimmer verschwanden, und ich wartete, was nun kommen würde.

Zuerst kam eine kleine Lawine polternder Steine, die, mit braunen Erdklumpen vermengt, die Wände herunterprasselten. Dann kam ein junges ausgerissenes Nadelbäumchen — und dann kam ein roter Frack mit goldenen Knöpfen, eine schwarze Reithose mit hohen Schaftstiefeln, ein graubrauner, breitkrempiger Hut und darunter eine Reihe blitzender Zähne in einem kastanienbraunen Gesicht.

Es war ein Mann der Königlichen kanadischen berittenen Polizei. Während er in einer Schutthalde zwischen den Felswänden herabgesaust kam, konnte ich das an seiner Uniform sehen. Er rutschte auf den Absätzen mit dem Geröll herab und kam ein paar Meter von mir entfernt wieder auf die feste Erde.

„Hoffentlich bist du diesen Abrutsch auch wert", sagte er lachend, als er auf mich zukam. Es war ein sonderbares Lachen, das fast ein wenig höhnisch klang. Ich mußte bei diesem Ton unwillkürlich an einen Feldwebel denken, der mich einmal in der Kaserne des Münchener Leibregiments erwischte, als ich mit Platzpatronen nach seinem bissigen Köter warf. Meine dreizehnjährige Lebenserfahrung schien ihm nicht ausreichend genug zu sein, um die Folgen solch harmlosen Spieles ermessen zu können. Darum rannte er mir so lange über den Kasernenhof nach, bis er mich erwischte, und als er mich am Kragen hatte, lachte er ganz genau so hämisch, wie es nun der Königliche kanadische berittene Polizist tat.

„Wenn du mir sagst, für wie wertvoll du mich hältst, wird es sich herausstellen, ob es sich gelohnt hat", gab ich ihm zur Antwort. Dabei bewunderte ich im stillen seinen herrlichen Körperbau, an den sich seine schmucke Uniform wie angegossen schmiegte. Er wäre mir zweifellos sehr sympathisch gewesen, wenn dieses Lachen nicht gewesen wäre. Aber nun lachte er noch hämischer als zuvor.

„Zehn Jahre könntest du wert sein", sagte er. „Vielleicht auch fünfzehn."

Ich verstand nicht, was er meinte.

„Du bist ein Deutscher?" fragte er, ohne meine Antwort abzuwarten.

„Merkst du alles so rasch?" fragte ich zurück, und nicht mehr sehr freundlich, da ich von jeher eine Abneigung gegen Fragen hatte, die nach Verhör klangen.

Er lachte immer noch.

„Ich habe das in der Schule gelernt, alles sehr rasch zu merken", sagte er. „Daß du ein Deutscher bist, glaube ich

deshalb, weil du so allein in der Wildnis umherrennst. Wenn das ein Fremder tut, ist es meist ein Deutscher."

Zuerst glaubte ich, er wolle mich aufziehen, doch der Ton, in dem er den letzten Satz gesagt hatte, hatte eigentlich nicht danach geklungen.

„Ich bin nicht allein", sagte ich und zeigte auf mein Boot. „Ich habe einen Kameraden bei mir."

Obwohl ich sicher war, daß er mein Boot schon längst gesehen hatte, tat er sehr erstaunt.

„Oh — was ist das für ein eigenartiges Boot?" fragte er, während er darauf zuging.

„Ein Faltboot — ein zusammenlegbares Kanu."

„Ein zusammenlegbares Kanu?" Er beugte sich über das Boot und sah es genauer an. „Baut man solche Boote in Deutschland?"

„Vor allem in Deutschland. Dort wird sehr viel in solchen Booten gefahren."

Der Polizist ging vor meinem Boot in die Kniebeuge, betastete die Gummihaut und steckte den Kopf in das Innere des Bootes. Er ging von vorn nach hinten und von hinten nach vorn, machte tiefe Rumpfbeugen, hob meinen „Vagabund" in die Höhe und schüttelte ihn hin und her. Mich schien er ganz vergessen zu haben. Und ich dachte nicht daran, daß ich in Amerika war, wo man über dem Sport so manches vergißt.

„Was ist das für eine Flagge?" fragte er plötzlich.

„Die bayerische Flagge mit dem Münchener Stadtwappen."

Da richtete er sich aus seiner Kniebeuge auf, und über sein Gesicht zog ein Leuchten.

„Oh — Munich!" sagte er mit einer Wärme, die mich erstaunen ließ. Und dann machte er mit seiner rechten Hand



Kahle, schroffe Gipfel ragen in den Himmel



Es geht auf die Berge

eine Bewegung zum Munde hin, die den deutlichen Anschein erweckte, als würde er einen schweren Maßkrug seiner Bestimmung zuführen.

„Das gute Bier von München!"

Ich war überwältigt. Der würzige Ruhm unseres Münchener Bieres schlug seine Wellen sogar bis in das zehntausend Kilometer weit entfernte Herz dieses Königlich kanadischen berittenen Polizisten.

„Du kennst München?" fragte ich verwundert, denn ich konnte mir das nicht denken.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich kenne nur das Bier von München", sagte er. „Ich trinke es sehr gern, wenn ich welches bekommen kann. Ich habe auch einen solchen großen Topf, aus denen die Leute in München Bier trinken!" Dabei machte er ein Gesicht, als wäre zumindest der Kronschatz des verflossenen russischen Zaren in seinem Besitz.

Daß Münchener Maßkrüge mit ihren durchreisenden Bewunderern, die ein wenig zu tief hineingesehen hatten, nach Berlin ausgewandert waren, das hatte ich schon gehört und auch gesehen, aber daß sie selbst über das große Wasser bis in das Reich der Büffel und Indianer ihre unfreiwilligen Ausflüge ausdehnten, das schien mir so romantisch, daß ich es nicht geglaubt haben würde, hätte es mir nicht eine amtliche Persönlichkeit von so unantastbarer Glaubwürdigkeit gesagt. Der Polizist freute sich auch sehr über mein Staunen, und so lange, bis ihm plötzlich einfiel, daß es augenblicklich etwas gab, das seine Gedanken mehr zu beschäftigen hatte als ein Münchener Maßkrug. Er leckte noch einmal mit der Zunge über die Lippen, wischte mit der Hand nach und sah mich dann von oben bis unten an.

„Kennst du eigentlich den alten Jonny Campbell?" fragte

er mich ganz unversehens, als hätten wir nicht eine Sekunde zuvor von etwas ganz anderem gesprochen. Ich war über die Zusammenhanglosigkeit dieser Frage zwar sehr erstaunt, aber ich ließ ihn das nicht merken.

„Jonny Campbell?" fragte ich, legte die Stirn in Falten, sah zuerst den Polizisten an, dann den Himmel und dann meine Füße. Nach einiger Zeit atmete ich tief ein, ließ die Luft wieder langsam entweichen und sagte dabei: „Nein, den kenne ich nicht."

Der Polizist sah mich unter seinem breitrandigen Hute hervor mit schiefen Blicken an.

„Du kennst Jonny Campbell nicht?"

„Welchen Jonny Campbell meinst du denn?" fragte ich, da er anscheinend gern von diesem Manne sprach.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und machte ein pfiffiges Gesicht.

„Siehst du da, mein Junge", sagte er, „es wird schon werden. Ich meine den Jonny Campbell mit dem kurzen Fuß."

Da er den Oberkörper etwas vorneigte, um mir besser ins Gesicht sehen zu können, neigte ich mich ein wenig zurück, damit es für ihn interessanter wurde.

„Es ist schlimm, wenn man einen kurzen Fuß hat", sagte ich bedauernd. „Man ist sehr behindert, und es ist auch nicht schön."

Der Polizist kniff die Lippen zusammen und wippte mit den Knien. Er sah mich — immer noch lächelnd — aus halbgeöffneten Augenlidern an.

„Es ist sehr schlimm, wenn man einen kurzen Fuß hat — du hast recht. Aber es ist noch schlimmer, wenn man dazu noch das Pech hat, eines Morgens mit diesem kurzen Fuß als Leiche zu erwachen."

Ich freute mich über seinen trockenen Humor.

„Hoffentlich hat er es auch rechtzeitig bemerkt, daß er eine Leiche ist! Es müßte sehr unangenehm sein, wenn man das zu spät erfährt."

Nun wurde er plötzlich ernst. Seine Blicke hingen sich in meinem Gesicht fest.

„Vielleicht aber auch", sagte er, „könnte es für gewisse Leute unangenehm sein, wenn man es zu früh bemerkt. Meinst du nicht auch?"

Das war nun kein Witz mehr. Ich begann den Zusammenhang zu ahnen. Zweifellos war dieser Jonny Campbell ermordet worden, und der Polizist war auf der Suche nach dem Mörder. Daß er mich dafür hielt, war nicht ausgeschlossen, aber eigentlich doch kaum anzunehmen. Er mußte doch genauere Anhaltspunkte haben, um sich nicht auf den Erstbesten zu stürzen, der ihm in den Weg lief. Jedenfalls war die Sache interessant. Ich wollte seinen Irrtum nicht gleich aufklären, denn ich war gespannt, wie er diese Plänkelei weiterführen würde.

„Ich kann mir vorstellen", ging ich auf seine Frage ein, „daß es unangenehm ist, wenn man sich als Leiche fühlt und man ist noch keine. Mir erzählte einmal ein guter Freund von einem Scheintoten, der plötzlich —"

„Mein Junge", unterbrach mich der Polizist und trat ganz dicht an mich heran, „wollen wir von Scheintoten nicht lieber ein anderes Mal sprechen? Soviel die Kommission festgestellt hat, ist Jonny Campbell unwiderruflich tot. Die Kugel ist ihm schnurgerade in das Herz gegangen."

„Welche Kugel?"

Der Polizist legte mir die Hand auf die Schulter.

„Lassen wir nun die Witze", sagte er ernst, aber nicht drohend. „Wann warst du in Chip Creek?"

„Chip Creek? Liegt das nicht ein paar Meilen vor Jasper?"

„Ganz richtig. Wann warst du bei Jonny Campbell?"

„Noch nie. Ich bin vor langer Zeit einmal mit der Bahn durch Chip Creek gefahren. Vom Fenster aus habe ich die Station gesehen."

„Wann hast du Jonny Campbell um die drei Dollar gebeten?"

„Ich sagte dir schon, daß ich diesen Mann nicht kenne. Ich habe noch niemand um drei Dollar gebeten. Meine Freunde in Edmonton wollte ich um fünfzig Dollar anpumpen, aber ich bekam sie nicht."

Den Polizisten schien diese Wendung zu interessieren.

„Wer sind deine Freunde in Edmonton?" fragte er.

„Mister und Mistreß Storker."

„Engländer?"

„Gebürtige Deutsche, in Kanada beheimatet."

„Woher kennst du sie?"

„Sie lebten früher in München."

Er dachte eine Weile nach, dann fragte er: „Seit wann bist du in Kanada?"

Ich mußte mich besinnen, denn ich habe ein schlechtes Gedächtnis für Daten.

„Seit 27. Mai", fiel mir dann ein.

Dem Polizisten schien mein Nachdenken neues Holz für sein Verdachtsfeuer gegeben zu haben. Er runzelte die Stirn und sah mich strafend an.

„Du lügst!"

„Wirklich?"

„Du bist seit zwei Jahren in Kanada!"

„Tatsächlich?!"

Meine Ruhe machte mein Gegenüber nervös. Er biß sich auf die Lippen. Ich hätte ihm mit ein paar Worten und mit meinen Papieren beweisen können, daß er auf falscher Fährte war, aber einesteils interessierte es mich, auf welche Weise er den vermeintlichen Verbrecher in die Falle bringen wollte, und dann ärgerte ich mich vielleicht auch ein wenig darüber, daß er es nicht der Mühe wert gefunden hatte, mich zu fragen, wer ich sei, sondern mich Hals über Kopf für den Mordbuben hielt. Das mochte von mir unverständig und auch nicht recht sein, aber jedenfalls wollte ich ihn dafür noch ein wenig zappeln lassen.

Als hätte er meine Gedanken erraten, fragte er plötzlich: „Hast du Papiere?"

Nun hatte es keinen Zweck mehr, das Spiel weiterzutreiben. Letzten Endes war er ein Beamter, mit dem ich nicht meinen Spaß treiben durfte. Ich hatte Papiere und Ausweise genug, aber ich wollte ihm doch auf amüsantere Weise beibringen, wer ich sei. Ich mußte die Zeitung mit meinem Bild und dem Artikel über mich in einer Gummitasche haben, die in einem Sacke obenauf im Boote lag.

„Papiere habe ich auch", sagte ich und beugte mich über das Boot, um nach dem Sack und der Tasche zu suchen. Der Polizist sah mir wortlos zu. Ich hatte die Tasche schnell gefunden und zog die Zeitung daraus hervor. Ich entfaltete sie und hielt sie ihm unter die Nase.

Ein paar Minuten lang war der Polizist damit beschäftigt, den Aufsatz zu lesen. Dann sah er mich an.

„Hast du auch einen Paß?"

„Habe ich auch!"

Ich knöpfte meinen Regenmantel, meine Jacke und mein Hemd auf. Unter diesen drei Schichten hing der Brustbeutel um meinen Hals. Es war ebenfalls ein wasserdichtes

Gummisäckchen, und in ihm steckte neben meinem Gelde auch der Paß. Ich zog ihn heraus und drückte ihn in die wartende Hand. Der Polizist blätterte ihn durch, sah noch einmal prüfend in mein Gesicht und gab mir den Paß zurück.

„Das tut mir leid", sagte er ernst. „Ich hätte gleich nach deinen Papieren fragen können, aber wir haben nicht immer mit Leuten zu tun, wie du bist, und dann ist es besser, wir versuchen zuerst auf andere Weise zum Ziele zu kommen. Es gibt bei uns viele und gut gefälschte Papiere. Du darfst das nicht krummnehmen."

Er zeigte nicht die geringste Verlegenheit, und das imponierte mir. Ich steckte meinen Paß wieder in den Beutel und lächelte.

„Ich hätte dir auch gleich sagen können, wer ich bin", sagte ich. „Die Schuld liegt bei mir."

Der Polizist war höflich genug, auf diese Selbstbezichtigung nicht einzugehen. Er schob seinen Hut in das Genick und seufzte.

„Seit sechs Wochen sind wir auf der Suche. Ich reite schon eine Woche lang kreuz und quer durch diese Wildnis."

„Ganz allein?"

„Ja — das Gebiet ist so groß, daß wir uns so verteilen müssen. Es gibt viel zu tun, und wir sind nicht so viele Leute."

„Wenn ich dich recht verstehe, wurde Jonny Campbell ermordet?"

„Man fand ihn erschossen in seinem Bett."

„Hat man ihn beraubt?"

„Das ist nicht sicher. Kein Mensch weiß, ob er Geld hatte. Jedenfalls schien es aber der Mörder darauf abgesehen zu haben, denn sämtliche Kisten in der Hütte waren erbrochen."

„Habt ihr solche Fälle öfter?" fragte ich. Es interessierte mich, zu erfahren, wie es im allgemeinen mit der Sicherheit in Kanada stand. Der Polizist schüttelte den Kopf.

„In diesen Gegenden haben wir selten mit solchen Dingen zu tun. Es geschehen in den belebteren Gegenden Kanadas eigentlich wenig Verbrechen. Man kennt hier jeden einzelnen zu gut, und darum läßt jeder lieber die Finger von einem schmutzigen Geschäft, wenn er auch einmal Lust dazu hätte."

„Und in den Städten?"

„Dort sind die Menschen aus eigenem Antrieb ehrlich. Es gibt freilich auch lichtscheues Gesindel, wie überall, wo viele Menschen an einer Krippe leben müssen und der Reichtum auf der einen Seite und die Not auf der anderen zum Verbrechen reizen. Doch im großen und ganzen braucht man in Kanada keine Angst zu haben, großen oder kleinen Lumpen in die Hände zu geraten."

Das hatte ich schon von vielen anderen gehört und auch selbst erfahren. Ich hatte in keinem anderen Lande meine Koffer und mein Eigentum so unbesorgt und unbewacht in den Zügen, auf den Bahnhöfen und sogar auf der Straße stehen lassen wie in Kanada. Das war nicht Leichtsinn gewesen, sondern das Gefühl, daß es einfach keinen gab, der es darauf abgesehen hatte, fremdes Eigentum zu dem seinen zu machen.

„Du reist aber auf sonderbare Weise durch das Land", kam der Polizist vom Thema ab. „Ich habe noch nie gehört, daß einer im Kanu den Fraser auf dieser Strecke befahren hat. Kennst du denn den Fluß so genau, daß du das wagen kannst?"

„Ich kenne den Fraser River nur, soweit ich ihn bis jetzt befahren habe", sagte ich. „Das Kommende lerne ich erst kennen. — Aber", setzte ich hinzu, da er mich nicht sehr

gläubig ansah, „ich kenne die Eigenart und die Tücke des Wildwassers an sich. Ob es nun ein kanadischer oder ein deutscher Wildfluß ist, dem Charakter nach ist einer wie der andere. Der einzige Unterschied ist der, daß eure Flüsse viel mächtiger sind als unsere. Das bringt allerdings Gefahren, die wir nicht kennen."

„Du meinst wegen der Tiefe des Wassers?"

„Auch das. Aber noch mehr liegt die Gefahr in der ungeheuren Breite und in der starken Strömung der Flüsse. Wenn ich auf einem unserer Wildflüsse umwerfe, habe ich nicht weit an das Land, und ich würde wohl in allen Fällen mich und mein Boot wieder heil ans Ufer bringen. Hier wäre es weniger angenehm, wenn man kentern würde."

„Das glaube ich auch. Du würdest nur schwer wieder an Land kommen. Wahrscheinlich würdest du ertrinken."

„Das weiß ich nicht. Die Aussichten, zwischen den Klippen als Hackfleisch hängen zu bleiben, wären jedenfalls nicht schlecht. Das Boot würde ich ganz sicher nicht mehr an Land bringen."

Der Polizist sah wieder mein Boot an.

„Ich habe noch nie ein solches Boot gesehen", sagte er. „Ich glaube, es würde auch uns oft gute Dienste tun. Unsere Kanus sind zu schwer und zu plump. Wir können sie nicht an allen unfahrbaren Stellen umtragen, und darum können wir auch viele Flüsse gar nicht befahren." Er sah in die Felsenge, in die sich der Fraser stürzte. „Aber wie willst du hier um das Hell Gate kommen?"

„Das weiß ich noch nicht", sagte ich der Wahrheit sehr entsprechend. Er sah die Felswand empor, nach dem Platze, von dem er herabgekommen war.

„Es geht steil da hinauf — aber wenn du willst, kann ich dir gern helfen."



Über dem Urwald



Über dem Maligne-See der Mount Unwin

„Dafür würde ich dir sehr dankbar sein. Aber hast du denn Zeit?"

Er lachte.

„Mehr als genug. Ob ich mich hier herumtreibe oder anderswo, ist ganz einerlei. Wenn ich Glück habe, läuft mir mein Junge auch hier in die Hände."

„Hast du dein Lager in der Nähe?"

„Mein Lager?" Er schüttelte den Kopf. „Mein Packpferd mit dem Zelt steht dreißig Meilen von hier. Der Wald ist hier so dicht, daß ich mit zwei Pferden nicht mehr weiterkam. Ich bin froh, wenn ich allein auf meinem Pferde durchkomme."

„Und wo schläfst du denn?"

„Wo ich einen Baum finde, der dicht genug ist, daß er den Regen nicht durchläßt. Ich habe meinen Schlafsack, und der genügt."

Verweichlicht war der Mann nicht. Ich lud ihn ein, diese Nacht bei mir in meinem Zelte zu schlafen.

„Wenn du Platz hast", sagte er dankend, „nehme ich es gern an. Nach drei Tagen Regen ist ohnehin nirgends mehr ein trockenes Plätzchen zu finden." Er beugte sich über mein Boot und fing an, ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, die Säcke herauszunehmen. „Es wird doch besser sein, wenn wir das Gepäck allein und dann das leere Boot hinaufbringen?"

„Sicher!"

Ich machte mich auch an die Arbeit, und ein paar Minuten später lag das Gepäck neben dem Boot auf dem Felsen. Zuerst schleppten wir die Säcke die steile Rinne empor, dann das Boot. Als wir alles droben hatten, war über eine Stunde vergangen. Obwohl die Sonne nicht am Himmel stand und die Luft sehr kühl war, stand uns beiden der

Schweiß auf der Stirn. Mein Helfer wischte ihn sich mit dem Arme ab.

„Du hast da allerhand zu tragen", sagte er dabei. „Ist das immer so viel?"

„Es ist fast immer ein Zentner. Es wird nie weniger und nie mehr."

„Ich danke schön!" Er nahm den Hut ab und fächelte damit sein Gesicht. Ich suchte in meiner Tasche nach einem Kaugummi und bot ihm ein Stücklein an. Nun fing es auch schon an, dämmerig zu werden. Wenn wir vor Eintritt der Dunkelheit noch einen guten Zeltplatz finden wollten, mußten wir uns beeilen.

„Wir müssen sehen", sagte ich, „daß wir einen Platz finden, der möglichst wenig Steine hat. Er braucht nicht sehr groß zu sein, denn mein Zelt ist nicht so groß, wie sie hier gebräuchlich sind."

Der Polizist zeigte nach der sich vom Flußufer entfernenden Richtung.

„Dort zwischen den Zedern ist ein guter Platz. Ich habe auch mein Pferd dort angebunden."

„Du bist mit deinem Pferde so weit in das Dickicht hineingeritten?" fragte ich erstaunt.

„Ich reite, so weit es geht. Meine ‚Black Goat' ist das schon gewöhnt."

„Schwarze Ziege heißt dein Pferd? Sieht es wie eine Ziege aus oder hüpft es wie eine Ziege?"

„Du wirst es selbst sehen. Wir haben nur dreißig Schritte bis dorthin, wo es auf mich wartet." Er nahm zwei meiner Gummisäcke unter die Arme und ging mir voraus. Ich nahm den Zeltsack und das übrige Gepäck und stapfte durch das knietiefe Moos hinter ihm her. Der Platz, auf dem er die Säcke fallen ließ, war wie für das Zelt geschaffen. Und die-

„Schwarze Ziege" machte ihrem Namen gar keine Ehre. Es war ein Pferd, wie man es bei uns in Deutschland nur ganz selten zu sehen bekommt. Was es an Schönheit und Rasse geben kann, war in diesem pechschwarzen, seidig glänzenden Körper zur Wirklichkeit geworden. So wenig ich auch von Pferden verstand, ich sah auf den ersten Blick, daß dieses Tier überaus wertvoll war.

Als wir zwischen den Bäumen hervor in die Lichtung hinaustraten, in der das Pferd stand, wartete es mit gespitzten Ohren und zitternden Nüstern auf seinen Herrn. Es hatte sein Kommen schon lange bemerkt, und als es ihn nun sah, fing es freudig zu wiehern an. Ich hatte nie vorher soviel Gefühl aus einer Tierstimme herausgehört und auch noch nie bei einem Tiere Augen gesehen, die soviel sagen konnten. Vor langer Zeit hatte ich einmal in Deutschland einen Wildwest-Film gesehen, in dem ein Pferd ein Verständnis zeigte, das um so unglaublicher war, als es eben im Film geschah. Die „Schwarze Ziege" aber ließ mich nun daran glauben, daß solch edle Tiere wirklich ein Gefühl haben können, das uns verblüfft.

Ich schloß schnell Freundschaft mit der „Schwarzen Ziege". Nicht weniger schön war es, daß ich mit ihrem Herrn an diesem Abend bis tief in die Nacht hinein am Lagerfeuer Stunden verbrachte, die ich nie vergessen werde. Was er in den fünfzehn Jahren seiner Tätigkeit als berittener Polizist in den Prärien, in den Bergen und hoch droben in der unendlichen Einsamkeit der Nord-Territorien und sogar in Alaska erlebt hatte, das stand vor mir in lebendigen Farben auf. Erst als die letzten Äste, die wir zusammengesucht hatten, verbrannt waren, krochen wir in das Zelt.

Lange noch spukten die Erzählungen durch meinen Kopf. Von der Ferne her summte das Rauschen der Wasser, die im

Hell Gate gegen die Felsen kämpften, in mein Denken hinein. Durch das Zeltfenster sah ich von hoch droben eine weiße, funkelnde Gischtwolke auf das Zelt herniederschweben — sie blieb zwischen den Bäumen hängen — ich sprang hinauf — setzte mich zwischen zwei schäumende Wellenköpfe und schwebte davon. Gerade durch das Tosen des Höllentores — an der schwarzen, nassen Felswand empor und hinein in das Land, in dem die Träume als funkelnde Schleier über der Wirklichkeit hängen.

Die schönsten Mädchen, das größte Parlament, das beste Wasser

„Die Welt ist klein", sagen die Menschen, wenn sie irgendwo einen Bekannten treffen, den sie in einem ganz anderen Winkel der Welt vermuteten. Und das dachte auch ich, als ich eine Stunde nach meiner Ankunft in Vancouver in einer der belebtesten Straßen dem Königlichen kanadischen berittenen Polizisten in die Arme lief. Es war viel Zeit vergangen, seitdem uns der Urwald zusammengeführt hatte. Bernard Aire — so hieß er nämlich — war über dieses plötzliche Wiedersehen nicht weniger erfreut als ich. Er hing sich in meinen Arm und zog mich neben sich her durch die Straßen.

Das gab ein Bild, über das sich die Passanten sehr freuten. Er mit seiner schwarzroten Uniform — ich mit meiner kniefreien Hochwasserhose und dem grünen, verschossenen Adlerflaumhütlein: das war so interessant, daß man stehen bleiben mußte, um uns genau zu betrachten und uns nachzusehen.

Aire machte das viel Spaß. Besonders dann, wenn der verwunderte Betrachter aus ein paar feschen Seidenbeinchen bestand, die mit einem herzbeklemmend kurzen Röckchen, einem purpurroten Mündlein und den außerdem dazugehörigen Süßigkeiten verbunden waren. Dann riß er im Vorübergehen die Augen auf und schleuderte Blitze daraus hervor, gegen die meine echten Blitze damals im Hell Gate zu schüchternen Petroleumlämpchen verblaßten.

„Weißt du", klärte er mich auf, „es gibt in keiner anderen Stadt Kanadas so hübsche Mädchen wie gerade in Vancouver. Diese Beine! Du hast keine Ahnung. Du mußt dir auf alle Fälle Zeit nehmen, einmal einige näher zu betrachten. Du wirst sehen", setzte er hinzu und zwickte dabei das linke Auge zu, „es ist der Mühe schon wert!"

Ich versprach ihm, das zu tun. Leider konnte ich mein Versprechen nicht halten, denn ich mußte wieder weiter, noch ehe es über die — ziemlich erfolgversprechenden — Vorverhandlungen hinausgekommen war. Ich war nur einmal mit ihr im Tonkino, dann war es höchste Zeit, daß sie zu Hause wieder einlief, und am nächsten Morgen war ich schon wieder so weit von ihr entfernt, daß mich schon das bescheidenste Telephongespräch mindestens zwei Dollar gekostet hätte. Das war zu wenig und zu teuer.

Davon erfuhr Aire, der mir inzwischen für immer aus den Augen gekommen war, aber nichts mehr. Und an diesem Morgen, da er mir den Rat gab, wußte ich noch nichts von ihr.

Zwei Stunden lang zogen wir durch die Stadt. Aire hatte wieder unheimlich viel zu erzählen. Während ich noch ein gutes Stück auf dem Fraser River mit meinem „Vagabund" gefahren war und dann die letzte, langweilige Strecke, auf der der Fraser breit und ohne Strömung mit unendlich viel

Verzweigungen zum Stillen Ozean fließt, mit der Bahn nach Vancouver hineingedampft war, hatte Aire die Spur des Mannes gefunden, der Jonny Campbell mit dem kurzen Fuß in seinem Bett ausgelöscht hatte. Er war ihr mit seiner „Schwarzen Ziege“ gefolgt, hatte sie wieder verloren, wieder gefunden und noch einmal verloren, und nun glaubte er, sie in Vancouver wiederzufinden.

„Der Teufel soll mich holen“, knurrte Aire, „wenn ich die neunhundert Meilen umsonst gemacht habe! Und wenn ich den Jungen in die Hände bekomme, wird ihm fürs ganze Leben die Lust vergehen, mit seinen Kugeln in fremden Leibern herumzuschießen. Darauf kannst du Gift nehmen!“

Ich nahm lieber kein Gift, aber ich schlug Aire vor, in einem „Parlour“ ein Glas Bier zu nehmen. Ich brauchte ihn nicht lange zu drängen.

Im allgemeinen wird in Kanada — mit Ausnahme der ganz trockenen Provinzen — Bier in öffentlichen Lokalen ausgeschänkt. Diese „Lokale“ sind nüchterne, unfreundliche Löcher zu ebener Erde in irgendeinem Hotel, das groß wie ein Palast und klein wie eine Hütte sein kann. An den kahlen, weißgetünchten Wänden stehen noch kahlere Tische und Stühle. Auf den Tischen große Salzstreugläser und auf den Stühlen ein bunt zusammengewürfeltes Völkchen, das da für zehn Cent per Glas ein Bier trinkt, von dem einem Fremdling erst dann nicht mehr schlecht wird, wenn er sich ebenso daran gewöhnt hat wie die halbtrockenen Kanadier. Als ich bei meiner Ankunft in Montreal mein erstes Glas Bier trank, wurde ich lebhaft an Limonade erinnert, die ein paar Wochen lang in offener Flasche neben einem Backofen unter einer Dachtraufe stand, die nicht ganz dicht war. Zur Belebung dieses Bieres verwendet man in Kanada Salz. Ich versuchte das nur einmal. Als ich das Glas, das ich mit

einer Prise Salz versehen hatte, heimlich mit dem Glase meines Nachbars vertauscht hatte, der eben ein frisches bekommen hatte, war ich wieder zufrieden.

In diesen Bier-Parlours steht die Sittlichkeit in schöner Blüte. Männer und Frauen haben streng getrennt in voneinander abgesonderten Räumen ihr Bier zu trinken. Wenn dieses Gesetz nicht von irgendeinem Sittlichkeitsverein durchgedrückt wurde, stammt es von der Heilsarmee. Von normalen Menschen wird es schwerlich kommen.

In allen Städten und Prärieorten, in denen ich Bier getrunken, hatte ich das so gesehen. In Vancouver aber zeigte mir Aire eine Ausnahme. Er führte mich in ein Parlour, in dem die Frauen und Mädchen ganz unglaublich nahe mit den Männern und Jünglingen an den Tischen zusammensaßen. Ich weiß nicht, ob in den sonst üblichen gesonderten Frauen-Trinkstuben die Kundinnen ebenso erfolgreich tranken, wie sie es in diesem „gemischten" Ausschank taten. Als wir durch die niedrige Tür eintraten, fiel mir etwas Schweres gegen den Leib. Es war ein dunkelblauer Hut mit einer grünen Feder, und darunter hing eine sehr vollschlanke Dame, die gerade in dem Augenblick von ihrem Stuhle kippte, da ich an ihr vorüberging. Ich schob sie wieder in die richtige Lage und stellte einen vollbehangenen Kleiderständer neben sie hin, damit sie, falls ihr Beharrlichkeitsvermögen noch einmal verrutschte, keine Unannehmlichkeiten hatte.

Wir saßen ziemlich lange in diesem Lokal, und Aire verbrauchte unheimlich viel Salz. Als wir wieder an die frische Luft kamen, erinnerte mich sein Gang sehr stark an die Bewegungen, die die „Köln" bei der Überfahrt gemacht hatte, als wir einmal durch ein sehr beachtliches Sturmfeld gefahren waren. Dazu verwechselte er ein paarmal meinen Arm mit dem eines anderen Passanten, und er war sehr erregt, als ich

mich nicht erinnern konnte, daß seine „Schwarze Ziege“ einen kurzen Fuß habe. Als er nach einigen Soda-Eiswassern wieder zu sich zurückgefunden hatte, zeigte er sich mehr verlegen, als er nötig hatte.

„Weißt du“, sagte er, „du mußt das verstehen. Ein paar Wochen lang Urwald und nichts als Wasser — Regenwasser, Flußwasser, vielleicht auch noch Quellwasser — das trocknet die Kehle unheimlich aus. Es ist ja auch mit anderen Dingen so — aber ich will davon jetzt nicht sprechen.“

Dabei blieb er stehen und sah einer kleinen Waden- und Knieausstellung nach, die eben an uns vorübergetrippelt war.

„Mein Gott“, seufzte er, „so etwas gibt es nur in Vancouver. Diese Stadt hat wirklich die schönsten Mädchen.“

„Und das größte Parlament und das beste Wasser“, setzte ich hinzu.

„Wieso?“

„Weil das jede Stadt in Kanada hat. In jeder Stadt, in die ich bis jetzt kam, hat man mir das gesagt. Ich finde aber, daß es in jeder Stadt gleich ist. Überall sind große Parlamente, überall ist das Wasser gut, und überall sieht man hübsche Mädchen.“

Da Aire ja nicht aus Vancouver war, hatte er keinen besonderen Grund, mir zu widersprechen. Außerdem schien ihm meine Generalanerkennung zu schmeicheln. Ich merkte das weniger aus dem freundlichen Blick, den er mir als Antwort schenkte, als an jenen, die er von nun an in Vierfachverstärkung nach den Mädchen schoß. Ob er seine Freude auch am Parlament und am Trinkwasser Vancouvers ausgelassen hätte, konnte ich nicht feststellen, da wir weder am Parlament, noch an einem Brunnen vorüberkamen.

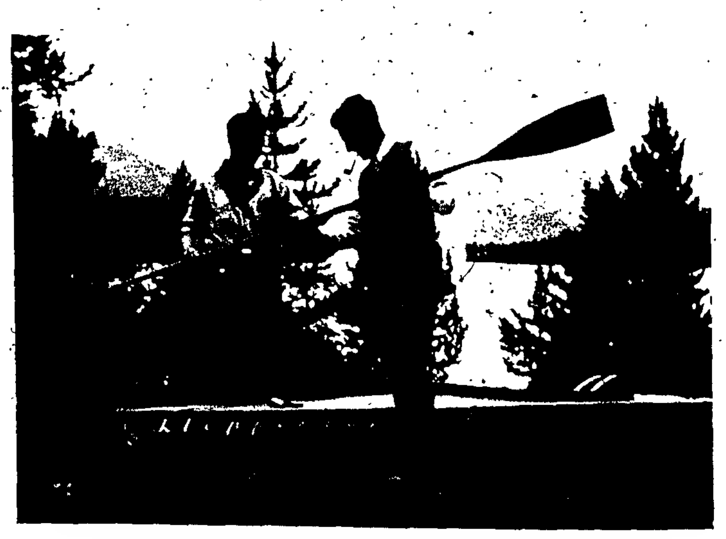
Nachdem wir den ganzen Vormittag zusammen durch die Stadt gewalzt waren, schlug unsere Trennungsstunde. Ich

Am Fuße des Mount Unwin





Auf dem Gletscher



Das Cowgirl will Paddeln lernen

hatte Geschäfte zu erledigen, und er mußte seine Spur suchen. Als der Polizist damals am Fraser River die Geröllrinne heruntergerutscht kam, hätte ich mir nie träumen lassen, daß uns einmal unser Auseinandergehen so schwer werden würde. Aire drückte mir immer wieder die Hand, und das tat er so kräftig, daß mir um ein Haar das Wasser in die Augen gekommen wäre. Dabei sagte er, daß er sehr erfreut sei, mich kennengelernt zu haben, und daß es ihm sehr angenehm wäre, mich wieder einmal zu sehen, und daß er hoffe, er werde den verdammten Jungen sicher noch erwischen. Bis er plötzlich nichts Gescheiteres mehr wußte, mir seine Hand entriß und sich in das Gewühl der Straße stürzte.

Ich sah ihm nach, bis das letzte Restlein seines roten Rockes zwischen den Leibern der nüchtern durcheinanderhastenden Menschen verschwunden war. Als einziger ruhender Punkt in dieser Bewegung rief ich eine Stauung hervor, und als diese zu lange dauerte, schwemmte mich das Gedränge weiter.

Bis ich das Haus gefunden hatte, in dem das Büro des Norddeutschen Lloyd untergebracht war, kam ich wieder in Schwung. Die Vertretung war in der letzten Zeit zweimal umgezogen, und als ich glücklich im zehnten Stockwerk des einen Hauses war, erfuhr ich, daß die Gesuchten im zwölften eines anderen ihre „Office" hätten. Nachdem ich — zusammengezählt — im fünfunddreißigsten Stockwerk angelangt war, konnte ich dem Lloyd-Vertreter endlich die Hand drücken. Er hatte schon längst gewußt, daß ich kommen würde; er war liebenswürdig, wie alle diese Herren des Lloyd, denen ich während meiner Kanada-Zeit mit meiner Anwesenheit die Zeit wegnahm — und er sagte mir, daß er sofort den Reporter des „Evening Star" verständigen müsse, daß ich da sei.

Eine halbe Stunde später war auch der Reporter da. Mit

einem riesigen Knipskasten. Aber er hatte eine noch riesigere Idee. Er wollte mich — abgesehen von der Normallage — auch noch mit einem Flugzeug photographieren. In dem Augenblick, da ich mit meinem zusammengelegten Faltboot aus dem Flugzeug stieg. Das war eine gute Idee, die noch keiner vor ihm gehabt hatte. Aber als wir im Auto, den Bootsrucksack und die Stabtasche zwischen Kotflügel und Kühler geklemmt, zum Wasserflugplatz gerasselt kamen, war kein Wasser da. Nur die Ebbe. Oder so etwas Ähnliches. Jedenfalls seufzte mir der Reporter vor, es fehle an genügend Wasser, daß eine herbeigeholte Maschine landen könne, und sonst sei keine da.

Das war traurig. Aber es erschien doch am gleichen Abend mein Bild in der Zeitung. Freilich stand ich auf ihm nicht neben oder vor einer beflügelten Maschine — dafür hatte das Objektiv, das dieses Bild aufgenommen, meine Ohren so verzeichnet, daß sie selbst wie Flügel aussahen. Alle Leute, die das Bild sahen, behaupteten zwar, ich wäre sehr gut getroffen, doch solche Kleinigkeiten pflegen ja dem Laien nicht aufzufallen.

Den Abend dieses Tages verbrachte ich im Kino. Der Tonfilm hatte schon seine Herrschaft angetreten, und „Talking" war große Mode. Theater, in denen die Filme noch nicht redeten oder sangen, lagen schon sehr weit draußen in der Peripherie. Dafür waren die großen Tonfilmtheater um so teurer. Für mich, der mit deutschem Geldbeutel in Amerika saß, war das besonders fühlbar. Ich hatte es schon lange aufgegeben, den Dollar zu vier Mark zwanzig zu rechnen. Aber wenn ein Dollar dahinging, blätterten doch wieder vier deutsche Renten- und Goldmark von mir ab. Das ist sehr schmerzvoll, wenn man sie nicht in Amerika verdient.

Den einen und den halben Dollar, die ich an der Kasse einem Mädchen in die Hand drückte, das wie eine Weihnachtspuppe aussah, die ihre kugelrunden Augen selbst öffnen und schließen kann, bereute ich nicht. Außer meiner linken Nachbarin und dem rechten Baby, mit denen ich nach der ersten Varieté-Einlage näher befreundet war, sah und hörte ich viel Interessantes. Das unendlich blonde Bubiköpfchen der linken Nachbarin saß auf einem entzückenden Schwanenhals und das rechte Baby auf dem Schoße seiner Mutter. Die linke Nachbarin flüsterte immer ganz leise, wenn sie etwas zu sagen hatte, das Baby aber schrie sehr laut und auch dann, wenn es vermutlich eigentlich nichts zu sagen hatte. Das war „allright"; denn es wäre für mich sicher wesentlich unangenehmer gewesen, wenn meine linke Nachbarin ihre süßen Geheimnisse mit der Tonstärke des Babys von sich gegeben hätte.

Der Tonfilm selbst stand auf einer sehr respektablen Höhe. Beziehungsweise seine Technik. Es war auch die Leinwand so hoch angebracht, daß ich infolge meiner Eintrittskarte den Kopf sehr weit nach hinten beugen mußte; dafür hörte ich aber den Lautsprecher um so besser, da er ganz nahe vor meinem Gesicht unter der Leinwand brüllte. Selbst wenn das Baby in der Finsternis sehr geräuschvoll nach seiner Milchflasche suchte, die die Mutter in Hochspannungsmomenten, hingerissen von der Handlung, selbst in den Mund nahm, konnte ich jedes gesprochene und gesungene Wort deutlich verstehen. Was ich aus den Worten nicht übersetzen konnte, das holte ich mir dem Sinne nach aus der Handlung heraus, und so war ich — wenn ich nicht gerade von meiner linken Nachbarin abgelenkt wurde — nicht weniger begeistert als mein Mitpublikum, das alle Augenblicke in händeklatschende Beifallsstürme ausbrach. Man gab ein Drama,

in dem ein drüben sehr populärer Cowboydarsteller junge und alte Leute kinnhakte und durch ein- bis vierstöckige Fenster schmiß, bis er sich zu seinem traulichen Familienglück durchgeboxt hatte, und als Nebenfilm lief eine Wochenschau, in der der Prince of Wales in allen seinen Kostümen und mit seinen sämtlichen Lächeln zu sehen war: also Grund genug, sich die Hände blaurot zu klatschen.

Als die durchwegs sehr hübschen Platzanweiserinnen in ihren hellblauen, goldbeknopften Uniformen die Türen zum Abschied öffneten, verließen zweitausend Menschen befriedigt die Stätte dieser neuen Muse. Als sich die elterliche Haustür hinter meiner linken Nachbarin geschlossen hatte, ging ich einsam zu meinem Hotel. Auf dem Wege aß ich noch drei Ice-Creames, die mir die Verkäuferin besonders hoch in die Waffeltüten strich, weil ich ihr ein paar Härchen meines bayerischen Adlerflaumes abgetreten hatte.

Dann saß ich noch eine Weile am Fenster meines Hotelzimmers. Vom zehnten Stockwerk aus hatte ich einen weiten Blick über die Stadt.

Sie ruhte sich von Staub und Hitze aus. Aber sie hatte noch keinen Schlaf gefunden. Tausend bunte Lichter tanzten die Häuserfassaden auf und nieder, liefen über Gesimse und Dächer. Scheinwerfer drehten sich ruhelos im Kreise, strichen mit ihren grellen, kalten Lichtarmen über die Häuser, die aus dem Leuchten in die Dunkelheit hineinwuchsen.

Hoch oben flimmerten am klaren Himmel die Sterne. Auf der anderen Seite der Stadt standen die Berge als dunkle Mauer. Weit draußen, wo sie zu niedrigen Hügeln wurden, die langsam verflachten, lag wie ein schlafender Riese der Stille Ozean.

Cowgirl

Ein paar Tage später war ich wieder in Jasper. Ich hatte nun North-Thompson und Fraser River befahren, wollte von Jasper aus für einige Zeit hinauf in die Berge und dann auf dem Athabaska River wieder ostwärts hinaus in die Prärie fahren.

Die tausend Kilometer von Vancouver bis Jasper durchfuhr der Zug in zwanzig Stunden. Als ich in Jasper ausstieg, stand Karl Gerber, der Magdeburger mit der roten Baskenmütze, wieder am Bahnhof. Ich hatte ihm meine Ankunft telegraphisch mitgeteilt, und er freute sich — wie er behauptete — daß ich wieder zurückkam, ohne ertrunken zu sein. Es war alles noch beim alten. Das Ehepaar Olters arbeitete noch teils als Düngerverteiler auf dem Golfplatz, teils als Zimmermädchen im Hotel. Die drei Tiroler sahen durch die Löcher ihres Zelthüttendaches zuversichtlich in den blauen Himmel, und Karl Gerber überließ mir wie damals sein Bett, das er in der Nacht nicht brauchte, da er wie üblich auf den Golfplatz mußte, um dem Rasen die nötige Feuchtigkeit zuzuführen.

Während der zwei Tage, die ich in Jasper blieb, lernte ich auch Johann Schwarz kennen. Das war ein Schweizer, der vor sieben Jahren nach Kanada gekommen war. Er lebte in einer kleinen Blockhütte und hatte weiter drinnen im Ort eine kleine Dunkelkammer. Wenn er nicht gerade mit seinem Lichtkasten unterwegs war, zauberte er im dämmerigen Rotlicht dieser Kammer wie ein Alchimist, mit Schalen, Büchsen und Flaschen jonglierend, die herrlichen Bilder hervor, die die Plattform seiner kanadisch-romantischen Existenz waren. Die Eisenbahngesellschaft, der Verwalter des Jasper-Park-Lodge-Hotelunternehmens, und alle Stellen, die schöne

Bilder der Rockies brauchten, um so für die Gegend und ihre eigenen damit verbundenen Zwecke zu werben, waren seine Kundschaft. Er kannte nichts als seine Arbeit. Er wäre bestimmt an Schwermut zugrunde gegangen, hätte man ihm seinen Knipskasten und seine Dunkelkammer genommen.

Johann Schwarz wird mich sein Leben lang nie vergessen. Ich machte ihm so viel Arbeit, daß er jedesmal erbleichte, wenn ich wieder mit ein paar Filmpackschachteln auftauchte, um sie in seiner Dunkelkammer zu entwickeln. In einer leichtsinnigen Minute hatte er mir seine Hilfe angeboten. Ich weiß nicht, in welchem Grade er es bereut hat, denn er ließ mich das nie merken. Ich war ihm dafür ebenso dankbar wie für all den Edelmut, den er mir erwies. Er war still, redete nicht viel, und wenn er sprach, dann tat er es von seiner Arbeit und von seinen Bergen. Das gab Stunden, die so schön waren, daß ich ungern seine kleine Hütte verließ, in der Eispickel, Kletterseile und Skier in den Ecken und an den Wänden zu plaudern anfingen, wenn ihr Herr schwieg.

Am dritten Tage fuhr ich mit Johann Schwarz in die Berge. Er wollte auf zwei Monate in einer kleinen Blockhütte am Bergsee Maligne Lake, einem vom Hotelunternehmen verwalteten und bewirtschafteten „Chalet", sein Standquartier aufschlagen. Er konnte da droben nicht nur viele und neue Bilder bekommen — da er auch Bergführer war, hatte er Aussicht, auch in dieser Richtung eine interessante und nicht unrentable Beschäftigung zu finden. Es gab immer einige Hotelgäste in der Jasper Park Lodge, die richtige Bergsteiger waren, und dort droben am Maligne Lake gab es Gipfel, die den verwöhntesten Alpinisten reizen konnten. Und die Touren waren schwierig genug, daß ein Bergführer kein Luxus war.

So traf es sich, daß ich den ersten Teil meines „Trips" in die Berge zusammen mit Johann Schwarz in Szene setzte. Mit uns fuhr noch Howard Burth, im gewöhnlichen Leben Bootsbauer, für die kommende Zeit Verwalter des Chalets am Maligne Lake. Auf einem kleinen Ford-Lastwagen starteten wir drei gegen Mittag in Jasper zu unserer Fahrt in die Berge. Auf dem Wagen lagen außer uns ein Stapel großer und kleiner Kisten mit Lebensmitteln, eine Batterie dünner und dicker Flaschen, mein zusammengelegtes Faltboot und ein funkelnagelneuer Außenbordmotor für ein am See wartendes Motorboot.

Es war eine Reise, die nur in Kanada geschehen kann. Auf einer Straße, die unheimlich schmal und ihrer Beschaffenheit nach gar keine Straße war, die sich in halsbrecherischen Serpentinen über die Steilhänge hinauf auf die Berge fraß, sausten wir in einem Tempo, daß mir am wohlsten war, wenn ich die Augen schloß. Während meiner ganzen Seereise war ich nie seekrank geworden, auf dieser Fahrt war ich nahe daran, das Versäumte nun auf dem Lande nachzuholen.

Zwei Stunden lang währte dieses Durcheinanderschütteln aller Knochen-, Holz-, Metall- und Glasteile, die auf dem Wagen von einer Ecke in die andere geschleudert wurden. Dann waren wir am Medicin Lake. Das ist ein kleiner See, dem Maligne Lake vorgelagert, und auf ihm lag das Motorboot, das noch keinen Motor hatte. Nach einer Stunde war es das geworden, was es sein sollte, und alles, was vorher auf dem Ford gewesen war, lag und stand nun in diesem Boot. Mit ohrenbetäubendem Geknatter schoß es mit uns über das Wasser, dem anderen Ende des schmalen, etwa sechs Kilometer langen Sees entgegen. Als wir dort landeten, erwarteten uns zwei Männer, die uns schon lange

kommen gehört hatten und nun halfen, das Gepäck zu einer kleinen Berghütte zu tragen, die ungefähr hundert Meter vom See entfernt versteckt zwischen dichten Bäumen lag.

Es war ebenfalls ein Chalet, das zum Jasper-Hotel gehörte. Als wir uns ihm näherten, hörten wir aus den geöffneten Fenstern helle, fröhliche Mädchenstimmen. Das war in dieser Einsamkeit seltsam, und ich war gespannt, wem sie gehörten.

Agnes hieß das eine — Mona das andere. Als sie beide zu gleicher Zeit unter der Tür erschienen, glaubte ich, es würde irgendwo in der Gegend ein Wildwest-Film gedreht, dessen Hauptdarstellerinnen sie waren.

Solch romantische Mädchen hatte ich bisher nur auf der Leinwand gesehen. Es waren wirkliche Cowgirls, mit allem, was dazugehörte. Sie trugen weite, wildbefranste Lederhosen, die steif und breit nach beiden Seiten hin von den Beinen wegstanden. Dazu rote Hemden, blaue Tücher über Hals und Schultern und auf den Köpfen riesige braune Hüte. Unter diesen Hüten aber lachten uns zwei Gesichter entgegen, die eigentlich gar nicht zu dieser Verwegenheit paßten, aber ohne sie sicher auch lange nicht so verblüffend hübsch gewesen wären.

Mit den Händen in den Hosentaschen warteten die beiden Mädchen unter der Tür, bis wir herangekommen waren. Das letzte Stück gingen sie uns entgegen — oder besser gesagt: gingen sie den Männern entgegen, mit denen ich kam. Denn für ein paar Minuten schien ich nun überhaupt nicht anwesend zu sein. Meine Begleiter nahmen die Mädchen mit ihrer Begrüßung so sehr in Anspruch, daß sie gar nicht Zeit hatten, von mir Notiz zu nehmen. Erst als sich der erste Sturm gelegt hatte, kam ich an die Reihe.

Damals bedauerte ich es sehr, daß ich den beiden Mädchen

nicht ebenso herzhaft die Hände drücken durfte, wie es meine Begleiter getan hatten. Ein wenig später wußte ich, daß das eine überflüssige Bescheidenheit gewesen war, denn die Girls wußten nichts von der prüden Zurückhaltung, die das landesübliche amerikanische Mädchen bei solchem erstmaligem Zusammentreffen sich und den anderen vorspielt. Die beiden Mädchen waren natürlich und frisch wie die Welt, in der sie hier zwischen den Bergen lebten. Ich hätte das auch gleich ahnen können, denn sie selbst begrüßten mich wie einen alten Bekannten. Sie behaupteten sogar, schon von mir gehört zu haben, und bedauerten es sehr, daß ich ein Boot mitgenommen hatte, in dem nur eine Person Platz fand. Sie wären zu gern auch ein Stück in einem so seltsamen „little" Boot mit mir gefahren. Natürlich bedauerte ich das noch mehr, wenn ich auch annehmen mußte, daß dieses Interesse restlos nur meinem Boote galt.

Als die beiden später ihre Hüte abnahmen, sah ich, daß sie reizende kurzgeschnittene Jungenköpfe hatten. Und damit soll die Beschreibung zu Ende sein, denn wenn man allzuviel von solchen Dingen spricht, kommt man leicht in einen Verdacht, der nicht berechtigt ist. Außerdem waren die beiden Schwestern.

In dieser netten Hütte blieben wir einige Stunden. Während wir zusammen an einem langen blankgescheuerten Tisch ein Mahl einnahmen, das kein Ende nehmen wollte, wurden draußen unsere Kisten, Säcke und auch mein Faltboot auf Packpferde geladen, die das Gepäck nun den drei Stunden langen Weg durch die Berge zum Maligne Lake tragen sollten. Es waren etwa zwölf Pferde, und die Arbeit wurde von zwei Männern getan, die zu diesen Pferden gehörten.

Nach dem Essen nahm ich meinen Apparat, um einige

Bilder zu knipsen. Man hatte mir gesagt, daß wir erst gegen Abend wieder aufbrechen würden, und so hatte ich keinen Grund, mich zu beeilen. Ich trieb mich ziemlich lange umher, und als ich nach etwa zwei Stunden zum See hinunterschlenderte, um von dort aus zur Hütte zurückzukehren, traf ich Miß Agnes am Wasser.

Sie hatte ihr Pferd zur Tränke geführt. Ich setzte mich neben sie auf einen Felsen, und wir sprachen von Dingen, die nicht weltbewegend, aber auch nicht so uninteressant waren, daß ich mir gewünscht hätte — wie ich es schon bei mancher „Konversation" in der Kultur getan hatte —, es möge das Ende eher kommen, als vorauszusehen war. Ich erfuhr, daß die beiden Schwestern während des Sommers hier oben die Wirtschaft führten und außerdem auch als Bergführer mit den Fremden auf die Berge stiegen. Ich konnte mir denken, daß es nicht unangenehm war, von einem solchen Bergführer an das Seil genommen zu werden.

Es war schon sehr spät am Nachmittag, als mich Miß Agnes fragte, wie lange ich hier im Chalet zu bleiben gedenke. Ich sah sie verwundert an, denn ich hatte geglaubt, sie würde wissen, daß ich mit den anderen weiter zum Maligne Lake wollte.

„Leider werde ich nicht mehr lange hier sein", sagte ich. „Ich gehe mit Mister Schwarz und Mister Burth heute noch zum Maligne Lake."

Da war sie es, die verwunderte Augen machte.

„Mit Mister Schwarz und Mister Burth?" fragte sie. „Die beiden sind doch schon vor einer Stunde mit den Packpferden zum Maligne Lake hinauf."

Ich nahm die Pfeife aus dem Munde und machte ihn so weit auf, daß der Rauch in einer dicken Wolke daraus hervorstieg.

„Die beiden sind schon fort?! Ist das wahr?"

Das Mädchen nickte lachend. Sie freute sich mehr, als mir recht war.

„Vor einer Stunde schon — wie ich sagte."

Da sprang ich auf. Nun mußte es schon bald dunkel werden, und ich hatte keine Ahnung, wo der Weg zum Maligne Lake ging. Wenn es Wege gewesen wären, wie wir sie in unseren Bergen haben, hätte ich mich nicht aus meiner Ruhe bringen lassen — doch ich kannte den kanadischen Urwald nun schon zu gut, um nicht zu ahnen, was sich für Möglichkeiten vor mir auftaten, wenn ich nun allein ins Blaue hinein durch die Wildnis zog.

Miß Agnes mußte furchtbar lachen. Man hatte mich ganz einfach vergessen. Das mußte sie ihrer Schwester erzählen.

Sie sprang lachend in langen Sätzen über die Felsen in den Wald und zur Hütte. Ich rannte hinter ihr her. Drei Minuten später nahm ich von den Schwestern Abschied. Sie sagten, sie hätten keine Angst um mich. Ich solle nur immer dem ausgetretenen Pfade nachgehen. Wenn es dunkel sein würde, könne ich ihn gut fühlen. Und wenn ein Bär käme, solle ich ihn nicht unnötig reizen und im übrigen keine Sorge haben. Wenn ich aber wolle, würden sie mir ein Gewehr mitgeben.

Ich dankte vielmals. Wenn ein Bär kam, wollte ich keine Feindschaft mit ihm haben. Und im übrigen konnte ich ihm ja so lange voraus durch den Wald gehen, bis ich ihn nicht mehr sah.

Die Mädchen blieben noch eine ganze Meile unter der Tür stehen. Ich hörte ihre lachenden Stimmen noch, als mich der Wald schon lange wieder verschluckt hatte. Ich rief ebenfalls noch einmal zurück, schaltete den dritten Gang ein und gab Vollgas.

Das war echt kanadisch. Meine Begleiter waren, als ich nicht zur Stelle war, einfach ohne mich abgezogen. Wahrscheinlich hatten sie ebensowenig Sorge um mich wie die beiden Cowgirls. Daß ich mich nun in der Dunkelheit in der Wildnis nicht verlief, das war meine Sache. Je mehr ich während meines Eilmarsches darüber nachdachte, um so mehr mußte ich ihnen recht geben.

All mein Gepäck war den Pferden aufgeladen worden. Ich hatte nur meinen Apparat, meinen Regenmantel und ein Päckchen Kaugummi. Nun konnte kommen, was da wollte, ich war für keinen Fall gerüstet. Aber ich sah nicht ein, warum ich den Weg verlieren sollte. Der Urwald zu beiden Seiten des Fußpfades war so ineinander verwachsen, daß ich in ihm steckenbleiben mußte, wenn ich nur einen Schritt zur Seite trat. Es war also nichts zu befürchten.

Ich ging mit großen, langausholenden Schritten meinen Weg. Die Sonne hatte sich längst hinter den Bergen verkrochen, der letzte Schein des Tages lag müde auf den Gipfeln und Graten. Die blauen Schatten der Nacht krochen langsam aus den Tälern empor, die Konturen begannen zu verschwimmen. Es lag eine fast unheimliche Stille über den Wäldern, nirgends war ein Laut zu hören. Nur die dürren Zweige knackten, wenn sie unter meinen Füßen zerbrachen.

Das war romantisch. Es war fast zu romantisch.

Ich war nun lange Zeit im Urwald gewesen, aber ich hatte ihn nie als so einsam und so lauernd empfunden. Sonst hatte ich mein Boot oder mein Zelt — diesmal war ich ganz allein. Sogar meine Scheintodpistole hatte mich verlassen. So mußte ich durch den Urwald spazieren, als wäre ich nicht in kanadischer Wildnis, sondern auf abendlichem Bummel in der Theatinerstraße zu München.

Einmal raschelte es im Gestrüpp zwischen den Bäumen. Ich blieb stehen und lauschte. Als sich nichts mehr regte, nahm ich einen dicken Ast und warf ihn dorthin, von wo das Geräusch gekommen war. Da wurde es im Buschwerk lebendig, und irgend etwas hopste erschrocken davon.

Später traf ich auf eine Schlange. Da war ich es, der erschrocken davonhopste.

Als es finster geworden war, sah ich eine dunkle, struppige Kugel ein paar Meter vor mir meinen Weg kreuzen. Ich blieb wie angewurzelt stehen und hielt den Atem an. Erst lange nachdem der Bär im Gehölz verschwunden war, ging ich wieder weiter.

Viel öfter als sonst sah ich auf die Uhr. Dabei mußte ich jedesmal ein Streichholz anstecken, denn da der Mond noch nicht aufgegangen war, konnte ich in der Finsternis das Zifferblatt nicht sehen. Es war, als ständen die Zeiger still. Aber die Uhr tickte, und ich beschloß, nicht mehr nach der Zeit zu sehen.

Der Pfad war ziemlich festgetreten. Ich fühlte es sofort, wenn ich nur ein wenig von ihm abkam. Außerdem wurde es dann und wann auch wieder plötzlich sehr weich unter meinen Füßen, und das war der Beweis, daß hier vor mir die Pferde gegangen waren. Es war also eigentlich alles in Ordnung.

Ohne zu rasten, wanderte ich weiter. Schwarz, wie drohende Wolken, standen die Berge über den Bäumen. Die Äste der Urwaldriesen hingen wie borstige Spinnenarme über meinem Kopfe. Dann und wann verfing sich ein abgebrochenes Astgewirr zwischen meinen Füßen und knackte ächzend entzwei, wenn ich es von mir stieß.

Plötzlich sah ich vor mir ein Licht. Rötlichgelb stand es

in der Finsternis. Mit jedem Schritte wuchs es ein ganz klein wenig. Dann sah ich, daß es ein erleuchtetes Fenster war.

Ich war am Ziele.

Rocky Mountains

Zwei Nächte lang war auf den Bergen Schnee gefallen. Wenn der Nebel, der tagsüber bis zum See herunterhing, dann und wann für ein paar Augenblicke zerriß, sah man droben auf den Gipfeln, bis weit herabreichend, die zuckerige Neuschneedecke leuchten. Es war schon Mitte Juli, doch die Temperatur war in diesen trüben Tagen recht weit weg von drückender Schwüle und Sommerhitze. Die Nächte waren kalt wie unsere Nächte anfangs März.

Am dritten Tage siegte wieder die Sonne. Mit einem Schlage war der Sommer wieder da.

Als ich an jenem Morgen plötzlich erwachte, weil mir das blendende Licht die Augen wachgekitzelt hatte, sprang ich mit einem Satze so lebhaft von meinem Lager herab, daß ich um ein Haar mit meinen Füßen im Gesicht meines Schlafgenossen gelandet wäre, der auf dem Lager unter mir noch im Traumlande wandelte. Zum Glück streifte meine große Zehe nur seine Nase, und Johann Schwarz drehte sich knurrend auf die andere Seite. Sein Unterbewußtsein sagte ihm, daß es noch nicht mehr als fünf Uhr sein konnte, und das war zu früh, um andere Leute schon zu stören.

So leise, wie ich mit meinen Nagelschuhen konnte, schlich ich mich aus der Hütte. Ich hatte in meinem Rucksack ein Stück Speck, etwas Brot, getrocknete Pflaumen und meinen Photoapparat. Das war genug, um damit für diesen Tag auf

die Berge steigen zu können. Als ich die Tür hinter mir schloß, sah ich noch eine Limonadenflasche verlockend auf dem Tische stehen. Doch ich zog die Tür zu. Ich hatte mich längst daran gewöhnt, während des Tages nichts zu trinken, und ich wollte nicht aus der Gewohnheit kommen, denn ich hatte noch Tage genug vor mir, während deren es solchen Luxus nicht gab.

Der Tau hing noch in schweren silbernen Tropfen an den Bäumen. Still und glatt wie ein Spiegel lag der Maligne Lake zu meinen Füßen.

Das Chalet lag an der Nordspitze des Sees, in einer kleinen Waldlichtung, etwa dreißig Meter über dem Wasser. Von dem kleinen Blockhaus aus konnte man den See bis zu der Stelle überblicken, an der er mit einem Knick etwas nach Osten abbog. Die Länge bis dorthin betrug etwa achtzehn Kilometer, dann zog er sich in in der anderen Richtung noch einmal ungefähr zwanzig Kilometer durch die Berge. Da er nie breiter als höchstens einen Kilometer war, glich er mehr einem breiten Fluß als einem See.

Dort, wo der Maligne Lake zu Ende zu sein schien, stand steil und mächtig ein riesiger Gletscherberg. Es war ein Doppelberg — die beiden Gipfel, die fast gleich hoch nebeneinander aus dem breitgelagerten Massiv herauswuchsen, hießen Mount Unwin und Mount Carlton. Der eine Gipfel hatte eine Höhe von dreitausendachthundert Meter, der andere war nur etwa hundert Meter niedriger.

Das war der Berg, der es mir auf den ersten Blick angetan hatte. Er ragte so isoliert zwischen all den anderen Bergen hervor, daß man von ihm aus einen herrlichen Rundblick haben mußte. Daß sein riesiger Gletscher, der nun in der jungen Morgensonne wie Gold und Silber glitzerte, ein

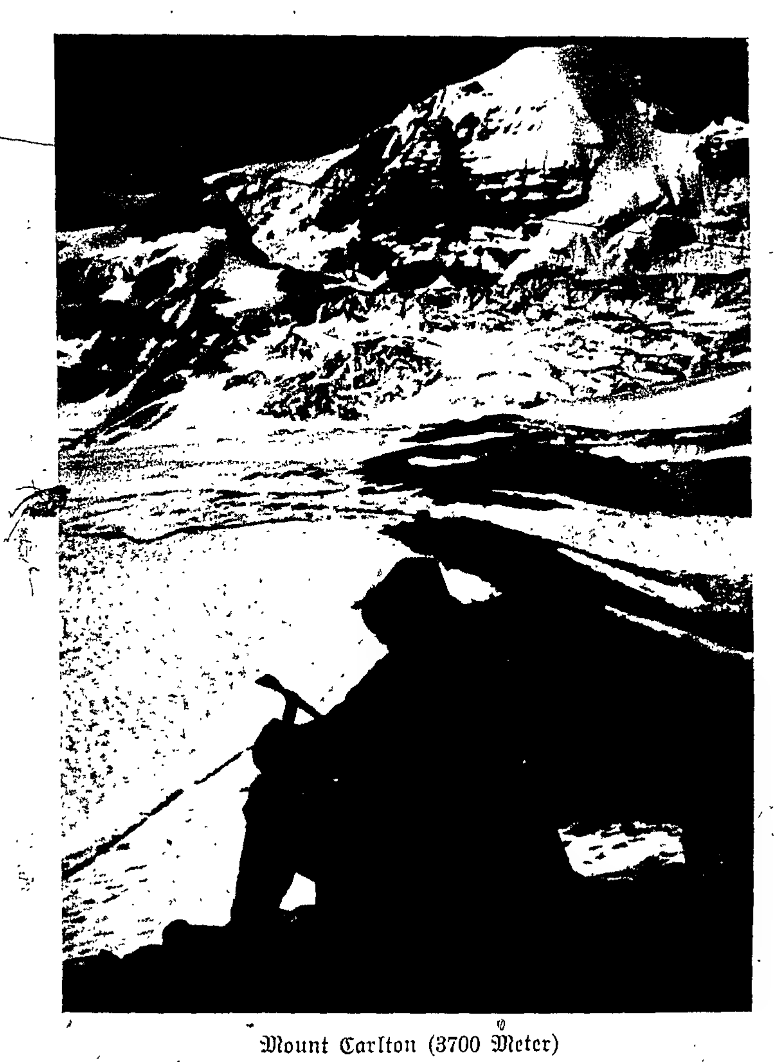
Erlebnis sein mußte, war keine Frage. Wenn es nur irgendwie ging, wollte ich einmal versuchen, dort hinaufzukommen.

Vorerst aber machte ich mich nun auf den Weg, um einen der niedrigeren Felsberge zu besteigen. Sie lagen dicht aneinandergedrängt, Gipfel neben Gipfel, um den See — sie waren in allen Arten und Größen vertreten, vom leichten Spaziermugel bis zum schwierigsten Kletterberg. Ich hatte vom Chalet aus einige Gipfel gesehen, deren Art gerade in der Mitte dieser Kletterbegriffe lag und die allem Anschein nach für einen alltäglichen „Climb“ — Kletterpartie auf deutsch — nicht zu leicht und nicht zu schwer waren. Auf diese wollte ich nun steigen.

Wenn man in unseren Alpen einen solchen Berg besteigen will, geht man zuerst den Ziehweg bis zum eigentlichen Anstieg, sucht dann mit mehr oder weniger Erfolg auf Bäumen und Felsen nach der blauen, roten oder grünen Markierung und geht ihr auf stärker oder schwächer ausgetretenem Fußsteige nach, bis man dort ist, wohin man wollte.

Im kanadischen Felsengebirge ist das anders. Dort fehlen die Ziehwege der Holzknechte wie auch die Markierungen des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins. Wer auf die Berge steigen will, mag sehen, wie er seinen Weg findet. Und wer glücklich droben ist, mag sehen, wie er wieder zu dem Punkte hinunterfindet, von wo aus er anstieg. So ist es in den Rockies.

Vom North Thompson und vom Fraser River aus hatte ich auch dann und wann einen Berg bestiegen. Ich hatte mein Boot am Ufer liegen lassen und war dann für einen Tag in die Höhen entschwunden. Es war immer einfacher gewesen, hinauf- als hinunterzukommen. Aufwärts stieg und kletterte ich eben so lange durch den Urwald, bis ich auf die freien Hänge hinauskam, dann hatte ich den Gipfel immer



Mount Carlton (3700 Meter)



und neben dem Mount Carlton der Mount Unwin (3800 Meter)
ein Fürst der Rockies

vor Augen und konnte nicht mehr fehlgehen. Wollte ich wieder hinunter zu meinem Boote, konnte ich mir ausknobeln, welche Richtung ich einschlagen mußte, um den Platz wiederzufinden. Das gab nicht selten ein Kreuz-und-quer-Klettern durch die Baumwildnis, ein Hin- und Herrennen am Flusse, daß ich regelmäßig mit hundertprozentiger Verspätung am Ziele eintraf. Am Anfang war das alles andere als gemütlich, später hatte sich mein Instinkt schon besser entwickelt, so daß ich am sichersten ging, wenn ich mich auf mein Gefühl verließ. Jedenfalls war mir all das nichts Neues mehr, als ich nun vom Maligne Lake aus auf die Berge stieg.

Vom Chalet führte ein schmaler Pfad ein Stück in die Richtung, in der ich gehen mußte, um zu meinem Berge zu kommen. Nach einer kleinen Viertelstunde verschwand er spurlos zwischen Gestrüpp und dampfenden, sumpfigen Erdknollen. Für ihn war das kein Nachteil, ich aber hatte nun wieder die Aussicht auf einen Querfeldein-Lauf, den ich mehr mit der Spürnase als mit den Beinen ausfechten mußte.

Zum Glück gab es hier keine hohen Bäume — es stand ringsum niedriger Busch, der mir wenigstens nicht den Ausblick auf mein Ziel verdeckte. Ich schien mich darüber zu sehr zu freuen, denn kaum war ich eine weitere Viertelstunde gegangen, da hörte der Busch auf, und der Wald fing an. Schöner, dichter Wald — mit Bäumen, himmelhoch in die Höhe ragend und verkeilt und widerborstig durch- und übereinander im Gestrüpp liegend.

Ehe ich diesen Wald anging, merkte ich mir noch einmal genau, in welcher Richtung der Gipfel lag. Hierauf sah ich mir auch noch den Stand der Sonne an, und dann bohrte ich mich in das Dickicht. Drei Stunden lang kroch, kletterte und hüpfte ich der Höhe zu. In der ersten Hälfte der vierten

Stunde wurde der Wald lichter. Die Baumriesen wurden zu verkrüppelten Bäumchen, das Gestrüpp zu braunem, sonnverbranntem Krautwerk — und dann stand ich auf den freien Hängen.

Zufrieden trocknete ich mir den Schweiß von der Stirn und lächelte dem Gipfel entgegen, der nun bald fallen mußte. Aber ich lächelte ins Blaue hinein. Der Gipfel lag weit, weit drüben — dort, wo ich ihn vermutet hatte, war Luft. Und darunter endlose verdorrte Mattenhänge, die sich von einer Kuppe zur anderen wölbten. Ich war viel zu weit rechts gekommen, meine Spürnase hatte mich betrogen. Doch ich hatte ja Zeit. Der Tag ist in Kanada um diese Jahreszeit unendlich lang. Ehe die Sonne wieder unterging, konnte ich wohl am Gipfel sein.

Froh, daß die Waldkletterei zu Ende war, stieg ich weiter. Es waren auch Bergmatten, die hier zwischen Waldgürtel und Felsen lagen, doch sie sahen ganz anders aus als jene in unseren Bergen. Nichts von Frische und Leben war da zu sehen. Es war kein Gras; das auf diesen Hängen wuchs — es war verdorrtes, zähes Zeug — hätte ausgesehen wie Heidekraut, das in der Sonnenhitze verbrannte, wenn es etwas weniger rauh gewesen wäre.

Ich hatte nicht lange zu steigen, bis ich dort war, wo auch dieses kümmerliche Wachstum sein Ende hatte. Scharf begrenzt hörte es auf, dann kam zersplittertes Gestein. Kein Geröll, wie es in den Karen unserer Berge liegt — spitze, kantige Splitter waren das, von dunkelbrauner, oft schwarzer Farbe. Es sah aus, als hätte ein Riese ungeheure Schiefertafeln zerschlagen und die Trümmer da auf einen Haufen zusammengeworfen. Wäre ich ein paar Jahre früher in der Schule mehr für Geologie zu haben gewesen, hätte ich nun mehr über dieses Gestein gewußt. Es genügte mir

aber auch zu wissen, daß die Splitter sehr empfindlich gegen die Schienbeine schlugen und in die Waden zwickten, wenn der Fuß mit ihnen ins Rutschen kam und zwischen ihnen versank.

Je höher ich kam, desto größer wurden diese zersplitterten Steine. In ihrer kantigen Vierschrötigkeit lagen sie bunt durcheinander, hielten fest, wenn ich daraufstieg, und rutschten davon, wenn ich glaubte, zu stehen. Das war kein angenehmes Vorwärtskommen, die Beine wurden müde, und — da ich oft dieses Behelfsmittel anwenden mußte — die Hände wurden zerschunden. Von meinen Bergschuhen gar nicht zu reden.

Nach zwei Stunden war ich am Grat. Auch hier war nichts von festem Fels zu sehen. Nur Stein über Stein lag da geschichtet, Block über Block. Es waren Trümmer, ebenso wie jene weiter unten, sie waren nur größer und ungeschlachter. Ich mußte vorsichtig von Block zu Block klettern, denn ich konnte nicht wissen, ob es nicht plötzlich einem einfiel, seine jahrtausendelange Ruhe aufzugeben, um mir die Freude eines kleinen Talrutsches zu machen. Ich zog und drückte an jedem Block herum, ehe ich mich dazu entschloß, weiterzuklettern. Konnte ich ihrer „Felsenfestigkeit" nicht einigermaßen trauen, suchte ich mir einen anderen Block, der seiner Anlage nach mehr Sicherheit versprach. Eine Stunde lang ging das so weiter, dann stand ich auf dem Gipfel.

Auch die Sonne stand gerade dort, wo ihr Steigen für diesen Tag zu Ende war. Sie mußte wieder weiter, wieder abwärts — ich konnte nun eine Weile hier bleiben und meinen Lohn genießen.

Es war eine Raststunde, die mich alle Mühe vergessen ließ. Rings um mich ein Kranz von Bergen, tief drunten zu meinen Füßen der Maligne Lake, wie ein silbernes Band

zwischen dem Schwarzgrün der Wälder in der Sonne leuchtend. Der Mount Unwin mit seinem riesigen Gletscher so nahegerückt, daß ich glaubte, mit einem Sprunge drüben sein zu können. Hinter ihm, nahe und weit, ein Gletscherriese neben dem anderen. Eine Welt voller Felsen und Eis starrte da zum tiefblauen Himmel.

Ich wäre noch stundenlang so sitzen geblieben, wäre mir nicht plötzlich der Urwald eingefallen, der sich da drunten schon darauf freute, mir die Heimkehr möglichst wenig leicht zu machen. Es blieb mir nichts übrig, als nun mit der Sonne wieder in die Tiefe zu steigen. Solange ich sie zur Begleiterin hatte, war alles gut, und es schadete nichts, wenn ich mich auch ein wenig lange durch die Wildnis suchen mußte. Wenn sie aber erst einmal hinter den Bergen verschwunden war, dann wurde die Sache schlimmer. Dunkelheit in solcher Gegend ist kein guter Freund.

Ich machte das Rennen. Die Sonne sah gerade noch ein ganz klein wenig hinter den Bergen hervor, als ich auf den Pfad kam, der am Morgen so plötzlich verschwunden war. Und auf ihm hatte ich nur mehr eine Viertelstunde bis zum Chalet am Maligne Lake zu gehen.

Dreitausendachthundert

Zwei Tage später. Ich hatte beim Chalet mein Faltboot aufgebaut, und mein „Vagabund“ hatte mich achtzehn Kilometer über den See getragen. Nun lag das Boot, winzig klein, am Ufer des Maligne Lake, und ich stand winzig klein neben ihm, und wir sahen beide ehrfürchtig zum Riesen Mount Unwin empor, der, ohne von uns Notiz zu nehmen, auf uns herabsah.

Neben uns lag mein Eispickel. Er, den ich bis jetzt in Kanada meist nur zum Aushauen von Feuerlöchern gebraucht, sonst nur auf einigen kleineren Bergtouren mitgenommen hatte, sollte nun Arbeit bekommen, die seiner würdig war. Und er sollte nicht wieder den Mount Unwin nur halb sehen, diesmal sollte er nicht eher zur Ruhe kommen, bis er ganz droben auf dem Gipfel seine kleine Spitze in das große Haupt bohrte.

Denn die Sache war so:

Am Tage vorher war der Photograph und Bergführer Johann Schwarz mit einem anderen Schweizer Bergführer — jeder nannte ihn nur Hans — und einer Partie von sechs Touristen auf den Mount Unwin gestiegen. Die sechs Touristen waren nicht nur „Touristen", es waren wirkliche Bergsteiger. Außerdem waren sie aus den Staaten: drei von ihnen aus New York, die übrigen drei aus anderen größeren Städten in USA. Sie waren zum Ferienaufenthalt nach Jasper gegangen, wollten aber lieber auf den Bergen herumklettern, als auf dem Golfplatze von einem Grün zum anderen rennen. So waren sie zum Chalet am Maligne Lake gekommen. Das Hotel hatte ihnen Hans, den Schweizer Bergführer, der wintersüber ebenfalls in den Staaten lebte, mitgegeben, und dazu hatte man ihnen gesagt, daß droben im Chalet auch Johann Schwarz auf Leute warten würde, die einen tüchtigen Bergsteiger brauchten, der sie führen konnte. So waren sie ebenfalls im Auto zum Medicin Lake hinaufgefahren, hatten wie ich — obwohl sie Amerikaner waren — auf dieser Fahrt die Haare aufgestellt und waren dann die drei Stunden zum Maligne Lake gewandert, um dort das zu finden, was sie suchten: einsame Berge.

Auch mich hatten sie gefunden. Sie hatten mich zwar nicht gesucht, aber sie nahmen das Schicksal, wie es kam. An

jenem Abend, an dem ich von meiner ersten Bergfahrt zurückgekommen war, trafen sie gerade beim Chalet ein, als ich von der anderen Seite kam. Wir freundeten uns schnell an, und wir verabredeten, daß ich am nächsten Morgen mit ihnen und den beiden Bergführern im Motorboot — auch am Maligne Lake war ein solches! — bis zum Fuße des Mount Unwin fahren würde, wo sie dann den Gipfel machten und ich irgendwo in dieser Gegend auf die Bilderjagd gehen würde, um sie dann am Abend wieder beim Motorboot zu treffen.

Das war mir recht, denn ich kam dabei schneller über den See als mit meinem Faltboot, und außerdem hatte ich Gelegenheit, mir den Mount Unwin von der Nähe anzusehen, ehe ich ihn anging. Daß ich mit der Partie hinaufgestiegen wäre, war nicht möglich, da sechs Leute an einem Seil für zwei Bergführer schon mehr als genug sind, und dann war es mir auch lieber, diese Tour allein zu machen. Ging ich mit den anderen, war ich nicht nur wirklich, sondern auch dem Sinne nach immer an sie gebunden. Um Bilder zu machen, brauchte ich aber die nötige Zeit und die nötige Freiheit.

Am Morgen um drei fuhren wir, in dicke Wolldecken eingewickelt, im Motorboot vom Chalet ab, eine Stunde später begannen wir den Anstieg, drei Stunden später waren wir dort, wo der Gletscher anfing, und eine halbe Stunde später waren wir einander aus den Augen. Ich hatte mich seitwärts in die Felsen geschlagen, die acht Eisgeher hatten sich angeseilt und den Weg über den Gletscher angetreten.

Erst zwölf Stunden später sahen wir uns wieder. Mit leuchtenden, roten Sonnenbrandgesichtern und mit leuchtenden, zufriedenen Augen kamen sie beim Motorboot an, das inzwischen unten am Ufer gelegen hatte und bei dem ich

schon eine Stunde vorher eingetroffen war. Glücklich vereint, knatterten wir wieder zurück zum Chalet.

Das war am Tage vorher gewesen. Nun stand ich allein am Fuße des weißen Berges. Mitten in der Nacht war ich in meinen „Vagabund" gestiegen, der schon einige Tage aufgebaut am See gelegen hatte, und wir waren im Mondenschein über den See gegondelt. Als wir fast am Ziele waren, hatte sich der Mond hinter dicken Wolken verkrochen und war inzwischen auch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Das Wetter in den Rockies wechselt schnell, und es war kein Grund, daß ich den Anstieg nicht begann. Ebenso schnell wie die Wolken gekommen waren, konnten sie auch wieder verschwinden. Ich nahm meinen Rucksack aus dem Boot, trug dieses unter einen Busch am Ufer und kehrte es auf den Rücken. Dann nahm ich den Pickel unter den Arm, steckte die Hände in die Hosentaschen und machte mich auf den Weg.

Es war auch dort nicht von Weg zu reden, aber ich hatte mir am Tage vorher einigermaßen gemerkt, wo es am besten durch den Wald ging, und ich hielt mich nun nach Möglichkeit auf dieser Strecke. Es gelang mir auch ziemlich lange, erst nach einer halben Stunde blieb ich stecken. Wenn auch im Urwald, wie in jedem Wald, ein Baum sehr ähnlich dem anderen ist — ich stellte doch fest, daß ich hier am Tage vorher nicht gewesen war. So verworren hatte sich der Wald gestern an keiner Stelle gezeigt. Zum Glück kam die Dämmerung schon von den Bergen herunter. Schritt für Schritt kam ich weiter, wo es mit Schritten nicht mehr ging, kletterte ich über die umgestürzten Bäume oder kroch unter ihnen weg.

Die Wolken waren längst wieder fort, und die Sonne stand schon ziemlich hoch, als ich den Waldgürtel hinter mir hatte. Wie eine breite Zunge lag die Moräne zwischen den letzten Bäumen. Grauer, großsteiniger Schutt, zwischen dem

kleine Eisplättchen klirrend zerbarsten, wenn sie der Nagelschuh traf. Es war hauchdünnes Eis, das in der Nacht aus kleinen Wässerläufen gefroren und vor der Wärme der Sonne noch nicht geschmolzen war.

Langsam stieg ich die Moräne hinauf. Die Steine hielten zäh zusammen, die Füße hatten festen Halt. Je höher ich kam, um so größer wurden die Schuttberge, die die Moräne zu beiden Seiten aufgeworfen hatte. Auf ihren Außenseiten grenzten sie an die Felswände, die sich zu den Nachbargipfeln emporhoben.

Hier hatte ich auch am Tag vorher gestanden. Neun Leute waren es da gewesen, die in diese Einsamkeit ein wenig Leben brachten. Heute war ich allein mit dem Berg. Wenn ich Lust hatte, mich zu unterhalten, mußte ich es mit mir selbst tun. Kein Mensch erzählte mir von den Bergen in USA und von Dingen, die dort und in New York und in Cleveland und in Philadelphia geschehen waren.

Plötzlich hörte ich links in den Felsen Steine poltern. Ich blieb stehen, um nach der Ursache auszuschauen. Ich sah sie nach langem Suchen in Gestalt sechs heller Punkte, die an den dunklen Wänden klebten — dann aber in Bewegung kamen, sich langsam hintereinander vorwärtsschoben, wieder stehenblieben und von neuem weiterzogen.

Es war ein kleines Rudel Bergziegen. Mountain Goat nennt man sie drüben, und sie sind das, was in unseren Bergen die Gemse ist. Sie wechseln in schwindelnder Höhe durch die Wände, kommen aber auch bis tief zum Fuße der Berge herab. Am Fraser River traf ich ein solches Tier einmal sogar am Wasser. Man sieht sie in den Bergen in Rudeln von zehn, zwanzig Tieren, und ob es ihrer so viele sind oder ob es eine allein ist, man kann sich ihnen oft fast bis zur Berührung nähern. Diese Tiere sind noch arglos,

und sie wissen nicht, was es meist bedeutet, wenn der Mensch in ihre Einsamkeit einfällt.

Vor mir brauchten sie keine Angst zu haben. Ich war nicht einmal Bären gefährlich geworden — warum sollte ich diesen freundlichen Tieren etwas zuleide tun? Allerdings sah ich sie auch mit wesentlich weniger gemischten Gefühlen in meiner Nähe. Ich hatte meine Freude daran, den Tieren zuzusehen, wie sie ihren gefährlichen Weg mit einer Ruhe gingen, als wären diese steil abfallenden Wände, diese schwindelnde Tiefe für sie gar nicht da.

Es war heiß geworden, als ich die erste Schneezunge des Gletschers erreichte. Der Schnee war mit kleinen Steinen und Sand übersät, die ihn schmutzig und grau machten. Während der Nacht war er gefroren, nun hatte ihn die Sonne zu weichem, grieseligem Firn gemacht. Er lag zuerst in kleinen Flecken auf der Moräne, die wurden größer, und dann fingen sie an, sich zusammenzuhängen. Ich war auf dem Gletscher.

Nun mußte ich vorsichtig weitersteigen. Am Anfange konnte ich zwar deutlich mit dem Auge unterscheiden, wo die Spalten waren, auch dort, wo sie nicht offen zutage lagen. Der Schnee, der auf den festen Eismassen lag, war dunkel und schäbig — dort, wo er wie ein Keil in einer Spalte steckte, war er weiß und leuchtend. Da die Spalten hier unten noch nicht das Eis in langen Strecken zerrissen, gab es noch genug Wege über das feste Eis.

Es dauerte nicht lange, dann wurde es anders. Bald konnte ich nicht nur mehr mit dem Auge den sicheren Weg erkennen. Die Schneedecke zeigte keinen Unterschied mehr, ich mußte mit dem Pickel das Feld sondieren.

Schritt für Schritt ging ich weiter. Vor jedem Schritt stach ich den Pickel vor mir in den Schnee. Wenn ich auf

hartes Eis traf, ging ich weiter. Wenn sich der Pickel zu tief eingrub, suchte ich neben dieser Stelle nach festerem Grund. Das nahm viel Zeit weg. Vielleicht wäre ich auch weniger vorsichtig gewesen, hätte ich mit anderen zusammen am Seil diesen Weg gemacht. Da ich allein war, durfte ich nicht leichtsinnig sein. Wenn es plötzlich dahinging, war keiner da, der mich wieder ans Tageslicht zog.

Zwei Stunden lang war ich über das Eisfeld gestiegen, und ich war noch nicht sehr weit gekommen. Ich suchte mich noch ein Stück höher emporzuarbeiten, dann setzte ich mich in den Schnee, um zu rasten. Ich hatte während des ganzen Aufstieges, seitdem es hell geworden war, schon photographiert — nun wollte ich einige besondere Aufnahmen vom Gletscher machen, zu denen ich das Stativ brauchte. Es war in meinem Rucksack, und ich holte es vor.

Was ich bei dieser Gelegenheit entdeckte, war so wenig erfreulich, daß ich wieder einmal zum fluchenden Sünder wurde. Ich hatte das Säckchen mit meinem Proviant im Chalet vergessen. Alles mögliche hatte ich dabei, nur nichts zu essen.

Während ich mit meinem Magen ein Zwiegespräch hielt, in dem ich ihn schonend darauf vorbereitete, daß ihm auf Grund der Vergeßlichkeit seines Herrn diesmal nichts anderes übrigbleiben würde, als von der schönen Aussicht satt zu werden, kamen über den Berg her ein paar kleine Wölklein gezogen. Über ihr Erscheinen vergaß ich mein Mißgeschick; denn ich freute mich, daß ich nun auf meine Bilder auch ein paar schöne Wolken bekommen würde. Ein paar Minuten später, als ich hinter der Mattscheibe meines Apparates auf den Knien lag, dachte ich längst nicht mehr an meinen Magen. Ich arbeitete mit allen Verzwicktheiten, von denen ich mir einen besonderen Erfolg versprach — mit kleinster

Blende und dickster Gelbscheibe, mit Belichtungszeiten, die ich mir aus den Fingern sog — und das nahm mich ganz gefangen. Über ein Dutzend schwarzer, numerierter Deckblätter übersäten schon das Eis um mich her und machten wirkungsvolle Reklame für „Perutz Filmpack" in dieser Einsamkeit, als meiner Tätigkeit ein plötzliches Ende gesetzt wurde. Hinter meinem Rücken war vom Tale herauf eine Armee dicker Nebelschwaden gezogen, hatte sich von den kleinen Wölklein herab Verstärkung geholt und mich überfallen. Ehe ich mich's versah, hatte mich das graue, feuchte Zeug eingehüllt.

Das geht schnell in den Bergen. Doch mit einer solchen Urplötzlichkeit hatte ich es noch nie erlebt. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich aus meiner Überraschung zu produktiver Überlegung kam. Ich konnte nun umkehren oder weitersteigen. Wenn ich umkehrte, würde sich der Nebel ganz bestimmt wieder verziehen. Wenn ich weiterstieg, würde er ganz bestimmt den ganzen Tag nicht mehr weichen, und es war mit meiner Photographiererei Essig.

„Aber", sagte mein Bergsteiger-Ich, „so dick ist der Nebel nicht, daß du deinen Mount Unwin nicht auch noch ganz nehmen könntest. Du siehst immer noch weit genug, du kommst nicht in Gefahr. Außerdem wird die Sonne ja jeden Augenblick wieder kommen. Wir sind doch in Kanada."

„Unsinn!" warf sich mein Journalisten-Ich dagegen. „Was hat das für einen Zweck, bei diesem Wetter weiterzusteigen?! Die Sonne wird nun sicher nicht mehr kommen, und wenn du da droben nichts siehst und keine Bilder bekommst, kannst du ebensogut unten bleiben."

„Und das Erlebnis, nun trotzdem dort hinaufzusteigen?" fragte die andere Stimme. „Ist das nichts wert, auch wenn die Sonne wirklich nicht scheint?"

„Das kannst du auf den Zillertaler Gletschern oder sonstwo zu Hause ebenso gut haben", knurrte der Journalist. „Wenn du dort herunterfällst, hast du wenigstens nicht so weit zur Klinik, damit man deinen unvernünftigen Kopf wieder zusammenleimt."

„Laß dir nichts einreden", sagte der Bergsteiger. „Einen Mount Unwin erlebst du nur hier!"

Ich packte meinen Apparat in den Rucksack, nahm den Pickel und stieg weiter.

— — — — — —

Nach einer Viertelstunde traf ich auf Fußspuren. Das waren die Stapfen, die die gestrige Partie getreten hatte. Nun wurde es viel leichter. Ich brauchte nicht mehr lange nach dem sicheren Weg zu suchen. Wo die acht Leute ohne Gefahr gegangen waren, da kam auch ich durch. Ich folgte dem Schneepfade und wunderte mich, daß ich nicht gleich von Anfang an nach diesen Spuren gesucht hatte. Rasch kam ich vorwärts. Ich unterließ es auch jetzt nicht, mit dem Pickel vor mir herzustochern, doch ich war immer auf dem rechten Wege, ich brauchte nie Umwege zu machen und das ersparte mir viel Zeit. Wenn meine Vorgänger irgendwo nicht richtig gegangen waren und wieder umkehren mußten, um nach einer anderen Möglichkeit zu suchen, sah ich das schon an ihrer wieder zurücklaufenden Spur, und ich ging dann gleich der richtigen nach. Der Nebel war doch nicht so dick, als es zuerst den Anschein gehabt hatte, ich konnte ziemlich weit sehen. Der Gipfel war allerdings verschwunden, und ich mußte ins Graue hineinwandern.

Plötzlich wurde dieses Graue vor mir heller, es fing zu leuchten an, und dann sah ich dahinter eine weiße, steile Wand. Ich war an der Flanke des Berges, über die nun der

Weg zum Gipfel führen mußte. Als ich dort war, wo der flache Gletscher zu dieser Eiswand wurde, sah ich die Stufen, die meine Vorgänger in das Eis der Wand geschlagen hatten. Sie waren gut ausgehauen und lagen dicht übereinander. Ich konnte mir keine bessere Vorarbeit wünschen.

Wenn man auf die Türme der Münchener Frauenkirche oder auf den des Wiener Stephansdomes steigt, hat man es nicht viel leichter, als ich es bei diesem Treppensteigen in der Eiswand des Mount Unwin hatte. Wo ich selbst mit vieler Mühe hätte Stufen schlagen müssen, brauchte ich nur darauf zu achten, daß ich in den geschlagenen Stufen den rechten Halt fand. Ich drückte den beiden Bergführern im Geiste die Hand.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Und das Glück nicht, ehe man es ganz ausgequetscht hat. Nachdem ich eine Weile so mühelos die Wand emporgestiegen war, nahm ihre Steilheit plötzlich ab, es kam eine Plattform, und auf ihr waren nun auch keine Stufen mehr geschlagen. Ich hatte mir den Mount Unwin oft und genau genug angesehen, um zu wissen, daß diese Plattform etwa vierzig Meter breit sein mußte und dann wieder in eine Wand überging, die ohne weitere Unterbrechung zum Grat, ein wenig unterhalb des Gipfels, führte. Solange ich die Wand hinaufgestiegen war, hatte ich nicht bemerkt, daß der Nebel inzwischen wieder viel dichter geworden war. Die Wand sah ich deutlich genug, da ich sie stets ein paar Zentimeter vor der Nase hatte — was hinter, unter und neben mir war, das hatte ich schon nicht gesehen, als der Nebel noch viel lichter war. Nun, da ich auf der Plattform stand, sah ich keinen Schimmer der Wand, die auf der anderen Seite wieder ihre Fortsetzung haben mußte. Der Nebel war so dicht, daß ich zwar — im Gegensatz zu manchem anderen Nebeleingehüllten — die Hände

vor den Augen, aber doch nicht sehr viel weiter als einen Meter sah.

Nun mußte ich in diesem Dampfe nach den Stufen suchen, die in die weiterführende Wand geschlagen waren. Zuerst einmal fand ich diese Wand nicht. Ich hatte zwar einen Kompaß, der mir bei diesem Herumirren im Nebel hätte helfen können, aber ich hatte ihn nicht hier, sondern — „zufällig" — ebenfalls in dem kleinen Säckchen, in dem mein vergessener Proviant war. Als ich alle Richtungen abgegangen und die rechte zuletzt gefunden hatte, ging ich am Fuße der Wand entlang, um nach den Stufen zu suchen.

„Wer sucht, der findet", heißt ein anderes Sprichwort. Aber auf den Gletscherbergen der Rockies scheint es keine Gültigkeit zu haben. Ich suchte sehr lange, aber ich fand nicht. Ich lief an der Wand entlang, auf und ab, wie ein gefangener Tiger in seinem Käfig — ich schlich ganz langsam, die Augen dicht am Eis, hin und her: ich sah nicht das geringste Kerbchen. Meine Vorgänger mußten entweder an der Wand emporgeflogen sein, oder es waren ihnen plötzlich Saugnäpfe an den Fingern gewachsen, daß sie keine Stufen mehr brauchten. Anders konnte ich es mir nicht vorstellen.

Ich verstand das nicht. Irgendwo mußten sie doch schließlich hinaufgekommen sein. Ich ging nach der einen Richtung bis dorthin, wo sich die Plattform in der abschüssigen Wand verlor — nach der anderen Richtung arbeitete ich mich so weit vor, bis der Weiterweg durch einen Überhang versperrt wurde, um den die Plattform nur mehr als ganz schmales Band herumlief. Dort hinüberzuklettern wäre so riskant gewesen, daß sie es sicher nicht getan hatten. Aus welchem Grunde hätten sie auch solche Kunststücke machen sollen, wenn vor ihnen die Wand nicht ohne größere Schwierigkeiten

emporführte, als jene waren, die sie im unteren Teile der Wand schon überwunden hatten. Ich ging wieder zurück und fing von vorn zwischen diesen beiden Endpunkten zu suchen an.

Als fast eine halbe Stunde erfolglos vergangen war, tat ich das nun Zunächstliegende: ich schlug mir meine Stufen selbst. Sehr weit konnte es ja nicht mehr hinauf sein, und daß ich zuerst nicht selbst hatte arbeiten müssen, das war ja nur ein Glück gewesen, das nun eben zu Ende war.

Klirrend schwirrten die Eissplitter unter den Hieben des Pickels vondannen. Als ich erst einmal warm geworden war, bekam ich auch richtige Freude an dieser Arbeit. Es ging freilich viel langsamer als zuvor, aber ich kam doch Schritt für Schritt höher. Als mein Magen, aufgeschreckt durch die plötzliche Unruhe meiner Muskeln, den Versuch machte, mich an ihn zu erinnern, tröstete ich ihn mit zwei vertrockneten getrockneten Pflaumen, die ich in meiner linken Hosentasche gefunden hatte. In der rechten hatte ich auch noch ein kleines Stück Weißbrot gefunden, das in der Vergessenheit meiner Tasche etwas nachgedunkelt war, aber dabei an Vielseitigkeit des Geschmackes sicher nichts verloren hatte. Das wollte ich zurückhalten, um dann am Gipfel mit ihm ein Siegesmahl zu feiern.

Als ich die zwanzigste Stufe geschlagen hatte, wollte mir ein Windstoß mein grünes Hütlein nehmen. Ich fuhr in der Überraschung über diese Frechheit mit beiden Händen nach meinem Kopfe. Das geschah so impulsiv, daß mein Oberkörper nahe daran war, mehr Hintergewicht zu bekommen, als er an dieser Wand vertragen konnte. Ich hieb den Pickel, der ebenfalls mit in die Luft gefahren war, in das Eis und stand wieder fest. Für alle Fälle rollte ich mein Hütlein zusammen und steckte es in die Tasche.

Bei der fünfundzwanzigsten Stufe stellte ich fest, daß sich die Windstöße stark vermehrten. Sie fuhren in immer kürzeren Abständen auf mich los und wollten mein unbedecktes Haupt zu einem Eisklumpen und meine Ohren zu gefrorenen Tomaten machen. Da verankerte ich mich mit dem Pickel in der Wand, jonglierte aus dem Rucksack einen Wollschal und band ihn — als hätte ich Zahnweh — um den Kopf.

Bei der einunddreißigsten Stufe fing es zu schneien an. In kleinen, harten Flocken, die das Gesicht zerstachen, wenn sie der Wind hineintrieb.

Bei der siebenunddreißigsten Stufe wurde das Schneien zum Schneesturm.

Bei der zweiundfünfzigsten Stufe hörte er wieder auf. Gerade in dem Augenblick, da ich eine Wächte durchschlagen hatte und auf den Grat hinauskletterte.

„Siehst du da!" freute sich der Bergsteiger.

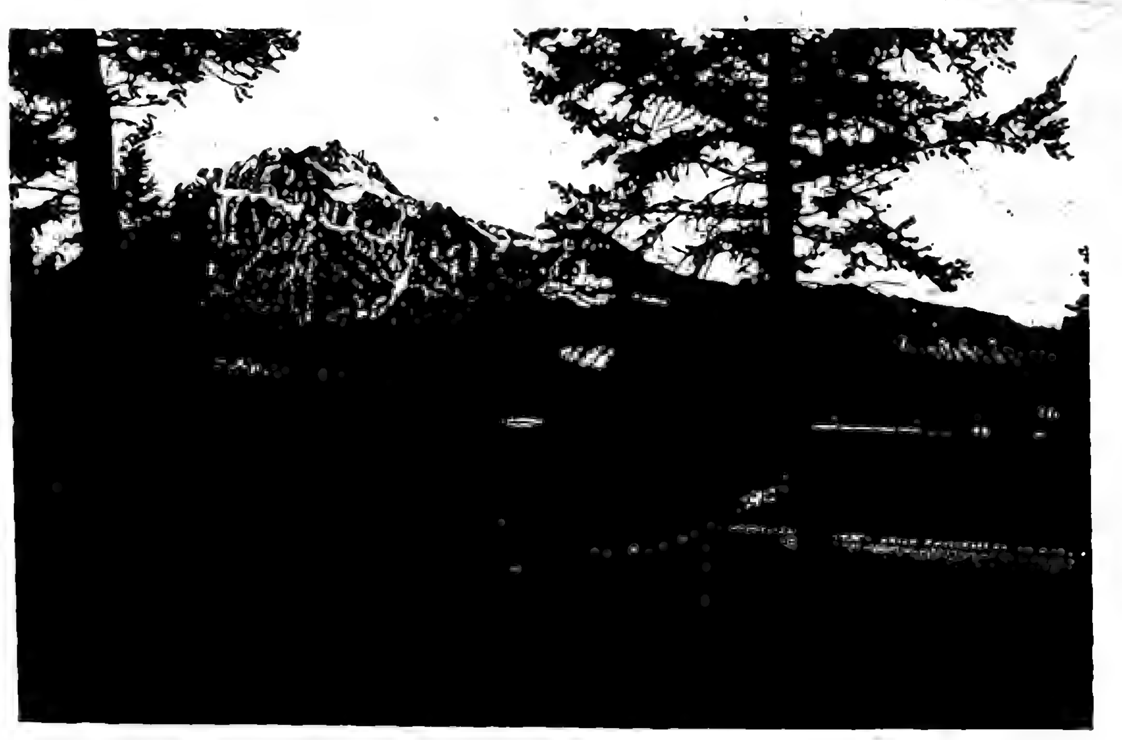
„Da siehst du es!!" ärgerte sich der Journalist.

„Gott sei Dank", sagte ich selbst und stieg weiter.

Der Wind hatte sich gelegt, es schneite nur mehr ganz leise. Die Flocken waren groß und weich und schwebten im Zeitlupentempo aus dem Nebelrauch hernieder. Dabei war es empfindlich kalt. Ich hatte den Kragen hochgeschlagen, die Hände in den Hosentaschen, und so ging ich, den Pickel unter den Arm geklemmt, den breitrückigen Grat entlang aufwärts, dem Gipfel zu.

Der Journalist ließ mir keine Ruhe.

„Was ist das nun für ein Blödsinn?!" fing er wieder zu sticheln an. „Hier herauf zu rennen und für nichts und wieder nichts das Leben in Gefahr zu bringen. Es wird keine Katze drüben im alten Lande interessieren, wie es auf dem Mount Unwin bei Schneesturm aussieht."



Der Golfplatz der Jasper Park Lodge
Phot. Canadian National Railways



Zeltabend am Athabaska River

„Aber das Bewußtsein, auf diesem herrlichen Gipfel gestanden zu haben!" rechtfertigte sich der Bergsteiger auf der anderen Seite. „Man darf nicht an die Menschen denken, wenn man zu den Bergen kommt."

„Man muß nicht bei solchem Wetter auf den Berg", knurrte der Journalist.

„Der Berg will erkämpft sein", sagte der Bergsteiger.

Der Journalist seufzte.

„Und ausgerechnet in Kanada mußt du das tun", sagte er zu mir. „Bist du hierher gekommen, um mit Bergen zu kämpfen, oder bist du da, um Dinge zu sehen und zu erleben, die du nur in Kanada sehen und erleben kannst?"

Ich hatte keine Zeit mehr, zu antworten. Plötzlich zerriß der Nebel vor mir. Weiß und strahlend erschien der Gipfel zwischen den grauen Fetzen. So nahe, daß ich erschrak.

Ich blieb stehen und starrte das Wunder an. Meine Blicke hingen sich daran fest. Alles um mich her versank vor dieser Größe.

Nur ein paar Sekunden lang gab das Nebelloch den Gipfel frei. Dann zog von beiden Seiten wieder grauer Dampf heran, ließ das Bild verschwimmen und legte sich dicht und undurchdringlich davor. Der Traum war zu Ende.

— — — — — —

Eine halbe Stunde später hatte ich den Gipfel erreicht. Nun stand ich dreitausendachthundert Meter hoch — aber ich merkte nichts davon. Der Nebel war hier oben ebenso grau wie drunten. Und von den Bergen, den Tälern, Seen und Gletschern, die da um mich her und zu meinen Füßen liegen mußten, sah ich nichts.

Ich blieb nur ein paar Minuten. Als ich meine Brotkruste hinuntergedrückt hatte, machte ich mich an den Ab-

stieg. Ich durfte nicht so lange warten, bis meine Spuren wieder verschneit waren.

Ich kam rasch abwärts. Als ich nach vier Stunden dort war, wo die letzten Ausläufer des Gletschers auf der Moräne lagen, kam die Sonne. Der Nebel hatte sich verzogen — der Gletscherriese funkelte im goldenen Abendlicht.

„Ich danke dir —" sagte der Bergsteiger leise.

„Schau, daß du hinunter zu deinem Boote kommst", brummte der Journalist.

Hallo – hier spricht Kanada

Der Kamin in der „Hall" der Jasper Park Lodge war wirklich unglaublich groß. Wenn wieder neues Holz nachgelegt werden mußte, brachte der Mann, der in dieser riesigen, vornehmen, wildromantischen Hotelhalle für die Wärme zu sorgen hatte, einen halben Baum dahergeschleppt. Er trug ihn wie ein großes Kind in beiden Armen, und wenn er ihn in das Feuer warf, stoben die Funken wie bei einem kleinen Feuerwerk.

Mr. H. J. Barthley war einmal von einem solchen Funken so gefährlich getroffen worden, daß er nur mit knapper Mühe dem Tode entging.

„Man hat im letzten Augenblick ein Buch auf meinen Kopf geschlagen", erzählte er mir, „sonst wäre ich bestimmt im nächsten Augenblick verbrannt. Meine Haare haben schon ganz deutlich gerochen."

Welch ein Glück, daß man Mr. H. J. Barthley im letzten Augenblick ein Buch auf den Kopf geschlagen hatte. Wäre er verbrannt — rund zwanzig Millionen Dollar hätten in New York herrenlos auf der Straße gelegen.

„Es war sehr schlimm", sagte der glücklich Gerettete zur Verstärkung, legte seine Füße auf die Armlehne meines Sessels und sagte eine Weile nichts mehr.

Mr. H. J. Barthley war zur Zeit der schwerste Mann in der Jasper Park Lodge. Er zahlte für sein Appartement hundert Dollar im Tag — inklusive. Aber ohne Getränke. Seit vierzehn Tagen war er da, wenn das Wetter wieder ein wenig besser wurde und einigermaßen anhielt, wollte er noch weitere vierzehn Tage bleiben. Vier Stunden im Tag spielte er Golf, zwei Stunden fischte er, und je eine halbe Stunde vormittags und nachmittags ließ er sich aus New York die Kurse funken. Die übrige Zeit verbrachte er bei Tisch, am Kamin und im Bett. Er hatte dichte, schneeweiße Haare, ein frisches, glattrasiertes Gesicht und einen kleinen Dachshund. Er war ungefähr sechzig Jahre alt.

Genau fünfzig Minuten, nachdem ich dem Wagen entstiegen war, der mich vom Medicin Lake heruntergerüttelt hatte, war ich mit Mr. H. J. Barthley eng befreundet. Ich war durch den Park gegangen, hatte gerade auf die Uhr gesehen, da war mir eine Golfkugel an den Kopf geflogen. Das war sehr peinlich für Mr. H. J. Barthley, denn er spielte seit zwanzig Jahren Golf, hatte schon vierzehn erste und drei zweite Preise gemacht und wußte genau, wo er hinschlug. Daß er mein Gesicht mit einem Grün verwechselt hatte, daran war nur der Irländer schuld, der so laut gehustet hatte, daß der Schlag daneben ging.

Ich hatte nur eine ganz kleine Beule, die nur ein ganz klein wenig blau war. Mr. H. J. Barthley entschuldigte sich vielmals. Wenn ich wollte, würde er sofort zum Arzt schicken. Man wüßte nie, wie solche Dinge enden. Ich legte mir ein feuchtes Taschentuch auf die Beule und war ihm für seine Freundlichkeit sehr verbunden. Da lud er

mich ein, mit ihm ein Ginger Ale zu trinken. Das ist eine Art Limonade, die — wie alle diese Sachen — in der Nase kitzeln und den Magen zu einer gurgelnden Höhle machen. Ich hatte zwar auch jetzt keine Lust zu einem solchen Getränk, da ich jedoch selbst nichts zu tun hatte, nahm ich die Einladung an.

Das Ginger Ale entpuppte sich als ein respektabler Whisky. Er wurde uns von einem blassen, jungen Mann kredenzt, der sich sehr eilig aus seinem Lehnstuhl erhob, als wir das kleine Blockhäuslein betraten, das Mr. H. J. Barthleys Appartement umfing.

„Sagen Sie, ist das nicht wundervoll?“ fragte mich Mr. H. J. Barthley, als er mir die Einrichtung der Hütte zeigte. „Es ist alles ganz wild und alles doch so bequem, daß man seine Freude daran haben kann.“

Es war wirklich alles Wild-West. Dieser ganze Park Lodge bestand aus solchen kleinen, aus rohen Baumstämmen zusammengefügten Hütten, deren Einrichtung an sich ebenso primitiv war, wie die Hütten selbst. Rohe, schmucklose Wände, niedrige Betten ohne Schleiflack oder Messingglanz — die Tische und Stühle aus blankgescheuerten Brettern, mit krummgewachsenen Aststücken als Beine, zusammengefügt. Die Räume niedrig und klein, daß man mit dem Kopfe zum Fenster hinausfuhr, wenn man durch die Tür zu eilig hereinkam. All diese urwäldlerische Einfachheit war aber mit soviel Stilgefühl zusammengebaut, daß es nicht schwer zu begreifen war, daß reiche Menschen, die aus nüchternen Städten kamen, für diese Unterkunft mehr bezahlten als für ein paar Staatszimmer im feudalsten Hotel.

„Ich komme seit sieben Jahren jedes Jahr einmal auf vier Wochen hierher“, sagte Mr. H. J. Barthley, als wir uns auf der Veranda der Hütte in zwei Sessel gelegt hatten. „Schade,

daß Deutschland ein wenig weit entfernt ist — Sie sollten das auch tun."

Ich sagte ihm, daß Deutschland leider doch ein wenig zu weit entfernt sei. Und daß außerdem mein Bankkonto überzogen sein würde, ehe ich einen ganzen Tag in der Lodge hinter mir hatte.

„Oh", sagte er, „ist das so? Das ist interessant!"

Ich setzte ihm auseinander, weshalb ich in Kanada war. Er wurde dabei immer wärmer, hatte eine Frage nach der anderen, und jede bekam im Augenblick zehn Junge. Der blasse junge Mann setzte die Whiskyflasche gar nicht mehr auf den Tisch. Er stand immerfort in Bereitschaft.

„Ich liebe solche Menschen", sagte Mr. H. J. Barthley, als er mich und die Flasche ausgequetscht hatte. „Als mich vor vierzig Jahren McKentley in Chikago hinauswarf, weil ich einem jungen Mädchen vier große kalifornische Äpfel für zehn Cent verkauft hatte, wollte ich auch Journalist werden. Leider kam damals die Sache mit Tom Wysper dazwischen. Kommen Sie mit hinüber in die Halle, dann will ich Ihnen die Geschichte erzählen."

Wir gingen in die Halle, die gesondert in einem großen Blockhaus untergebracht war, und setzten uns an den Kamin. Da es draußen trübe und unfreundlich war, hatte man Feuer gemacht. So konnte ich in die züngelnden Flammen sehen, während mir Mr. H. J. Barthley die Geschichte von Tom Wysper erzählte. Das war der Mann, der die Barthley-Wysper-Company in die Welt setzte. Vor neun Jahren war er gestorben, seitdem machte Mr. H. J. Barthley allein in Eisen und Aluminium. Aber er dachte noch immer gern an den alten Tom, mit dem er ein Vermögen gemacht hatte.

Gerade als Mr. H. J. Barthley beim raschen, aber uner-

warteten Tode Wyspers angekommen war, holte man ihn weg. Es ging auf vier Uhr, und man funkte die Kurse.

Nun saß ich allein vor dem Kamin. Es waren noch andere Leute in der Halle, doch sie verloren sich in ihrer Größe. Ich legte mich in meinem Sessel zurück und dachte nach.

Das war nun also ein Stück des neuen Wilden Westens. Mitten in der Wildnis des Felsengebirges blühte diese Oase der Kultur. Draußen im Park, gerade vor der Halle, umzäunt und gepflegt, stand noch ein alter indianischer Totempfahl zur Erinnerung an die Zeit, da hier noch primitive Menschen nichts von Zivilisation und Fortschritt wußten. Wo einst die Indianer auf Büffel jagten, wo Zelte standen und Lagerfeuer brannten, da ruhten sich nun überhetzte Menschen von ihrem Geldverdienen aus. Da spielten sie Golf und saßen am Abend im Smoking an der Tafel. Sie saßen mitten in der Wildnis, aber sie merkten nichts von ihr. Sie blieb ihnen trotz aller Nähe verschlossen.

Ich mußte an die eisige Einsamkeit des Mount Unwin denken. Vor zwei Tagen hatte ich da droben gestanden. Weit weg von den Menschen, die sich um Reichtum und Macht rauften — die da mit großen Geldsäcken in die Wildnis kamen, um sich für ein paar Tage in ein Leben hineinzuträumen, das ihnen nicht gehörte.

Erst ein paar Stunden war ich hier herunten, und schon bekam ich Heimweh nach den Bergen, nach der Einsamkeit. Man hatte mich eingeladen, die Nacht im Hotel zu bleiben, aber ich hatte es nicht angenommen. In Jasper drüben wartete das Bett auf mich, dessen Besitzer nächtlicherweise hier drüben die Golfplätze spritzte, dort konnte ich mit dem Offizier zusammen sein, der Mist fuhr, und dort konnte ich bei den drei Tirolern in ihrer Zelthütte von unseren Bergen plaudern. Das war mehr.

„Es ist alles in Ordnung", sagte eine Stimme. Es war Mr. H. J. Barthley, der seine Geschäfte rascher als sonst erledigt hatte. Mit ihm kamen ein Herr und eine Dame. Mr. H. J. Barthley stellte mich seinen Freunden vor. Es waren Mr. und Mrs. Allan Crove aus Los Angeles in Kalifornien. Sie setzten sich zu uns an den Kamin. Sie interessierten sich sehr für meine Reise, und sie bedauerten sehr, daß ich so schnell wieder weiter wollte. Als wir dort waren, wo man angestrengt darüber nachdenkt, was man nun noch sagen könne, kam ein himbeersaftfarbiger Boy zu mir und behauptete, daß es dem Direktor eine Freude sei, wenn ich ihn nun in seinem Büro besuchen wollte.

Der Direktor war ein überaus freundlicher Herr. Ich hatte ihn schon kennengelernt, ehe ich zum Maligne Lake hinaufgefahren war. Auch als ich vor ein paar Stunden zurückgekommen war, hatten wir uns einige Minuten gesprochen. Aber er hatte immer wenig Zeit. Nun schien er mehr zu haben.

Er hoffte, daß mir die Park Lodge gut gefalle. Er wollte mir gern alles selbst zeigen, wenn er nur ein wenig mehr Zeit gehabt hätte.

„Wissen Sie", sagte er, „es ist schade, daß Sie nicht noch ein paar Tage bleiben können. Wir haben am Sonntag eine große Stampide hier — eine Art Volksfest, das bestimmt wundervoll werden wird. Wir haben dazu zwanzig echte Indianer bestellt, und es werden zehn oder zwölf Cowboys kommen. Sie können sich nicht vorstellen, was das für Kerle sind — was die auf ihren Pferden alles vollbringen. Wenn Sie diese Cowboys und die Indianer sehen, können Sie sich erst einen richtigen Begriff vom Wilden Westen machen."

Ja, das war wirklich schade. Doch es war höchste Zeit, daß ich wieder hinaus in die Prärie kam. Vielen Dank.

Es tat ihm noch einmal sehr leid, daß ich um die echten Indianer kommen sollte, dann wurde er unterbrochen. Der himbeersaftfarbige Boy meldete Mr. Storham aus Cincinnati.

„Ja", sagte der Direktor, „das ist der Stiefelkönig mit den hundertfünfzig Filialen. Er wird nichts Besonderes wollen — er will das nie. Ich denke, Sie können ruhig bleiben."

Wenn er das dachte, war es recht. Jedenfalls stand ich auf und trat zum Fenster.

Mr. Storham war ein Mann, der aussah, als hätte er ein paar Tage lang in der Trommel einer überheizten Kaffeeröstmaschine gelegen. Seine Haut war so braun und hatte so viele Runzeln, daß ich auf den ersten Blick glaubte, er wäre schon einer der zwanzig echten Indianer. Er trug sehr mitgenommene Knickerbocker aus dickem Cord, ging ohne Rock und hatte ungeheuer große, mit wilden Nägeln gespickte Bergstiefel an den Füßen und ein kleines graues Hütlein auf dem Kopfe. Als er von der Tür bis in die Mitte des Zimmers ging, wo erst der Teppich anfing, machte er Schritte, wie man sie bei angehenden Schlittschuhläufern sieht, die zum ersten Male auf dem Eise stehen. Seine nagelbewehrten Trittlinge waren dem glatten Boden nicht gewachsen. Als er glücklich auf dem sicheren Teppich stand, erkundigte sich der Direktor, ob er ihn etwa allein zu sprechen wünsche. In diesem Falle würde Mr. Schwerla aus Germany selbstverständlich — und so weiter.

Ganz im Gegenteil! Er würde sich sogar freuen, mich zu sehen. Ich wäre doch der Mann, der in einem zusammenklappbaren Saxophonfutteral den Fraser River hinuntergeschwommen sei.

Ganz richtig.

Und auch der, der auf dem Mount Unwin gewesen wäre?

Jawohl, auch das.

Mr. Storham drückte mir die Hand. Er sagte mir, daß auch er Bergsteiger sei, und wenn ich Lust hätte, sollte ich doch morgen oder übermorgen mit ihm auf den Mount Edith Cavell steigen.

„Oder wissen Sie was", fuhr er in einem Atem fort, ohne meine Antwort abzuwarten, „kommen Sie doch mit auf den Mount Robson! Viertausenddreihundert Meter — der höchste Berg der kanadischen Rockies. Sie werden ihn ja kennen?"

Natürlich kannte ich ihn. An seinem Fuße war ich mit meinem Boote vorübergeschwommen. Das wäre eine Tour gewesen, die schon reizen konnte.

„Wann wollen Sie hinauf?" fragte ich.

„In drei Wochen."

„Schade. Ich muß in längstens acht Tagen wieder ein paar hundert Meilen weiter östlich sein."

„Dann ist es nicht möglich", bedauerte der Stiefelkönig. „Ich will eben meinen Bergführer in Zermatt anrufen. Die Reise nimmt soviel Zeit in Anspruch. Er kann nicht eher hier sein."

„Sie lassen sich aus Zermatt einen Bergführer kommen?" fragte ich erstaunt. „Soviel ich weiß, gibt es hier doch sogar Spezialführer für den Mount Robson."

„Ich gehe nur mit Mathias Zweng", sagte er fast stolz. „Wir gehen schon zehn Jahre lang zusammen."

Dann fragte er den Direktor, ob es möglich sei, von hier aus mit Zermatt zu sprechen.

Das sei natürlich möglich. Es würde nur etwas lange dauern, bis die Verbindung hergestellt wäre. Wahrscheinlich

würde das Gespräch über New York laufen. Zwei Stunden könne es wohl dauern.

„Gut“, sagte Mr. Storham, „dann lassen Sie mich bitte verbinden. Ich werde drunten in der Halle warten.

Er sagte mir Guten Abend und Auf Wiedersehen und ging. Der Direktor geleitete ihn zur Tür. Während die beiden dort noch einige Worte wechselten, sah ich zum Fenster hinaus, hinunter in den Park.

Da stand der indianische Totempfahl. Grotesk aus einem Stück geschnitten, Menschenfratzen und Tierschädel übereinandergeschnitzt, mit fletschenden Zähnen und glotzenden Augen — grell bemalt.

Wieviel hundert Jahre er wohl schon hier stand? Wieviel Skalpe er wohl schon gesehen hatte, die den Rothäuten im Kampfe mit den Bleichgesichtern in den Händen geblieben waren?

Es war einmal.

Für den Sonntag sind zwanzig echte Indianer bestellt.

Und Mr. Storham, der Stiefelkönig mit den hundertfünfzig Filialen, telephoniert zwischen Fünfuhrtee und Abendessen vom Wilden Westen in die Schweiz.

Wilder Westen vergriffen

Wenn meine Uhr richtig ging, war es in zehn Minuten halb fünf.

Seit acht Uhr morgens saß ich ununterbrochen im Boot — der Athabaska River hatte eine Durchschnittsströmung von etwa fünfzehn Kilometern in der Stunde — dazu hatte ich noch etwa vier Kilometer in der Stunde gepaddelt — wenn es also stimmte, daß ich rund einhundertfünfzig Kilometer

zurückgelegt hatte, mußte ich meiner Karte nach nun dort sein, wo draußen am linken Ufer die Eisenbahn aus den Bergen heraus auf eine Strecke lang an den Fluß kam und die Station lag.

Doch ich sah nichts als Wasser, Bäume und Berge. Obwohl das Bett des Athabaska River, auf dem ich schwamm, nicht besonders tief in das Land eingefressen war, konnte ich nur den dichten Wald sehen, aus dem die Berge herauswuchsen — alles, was irgendwo dort drinnen lag, war meinen Blicken versteckt. Es war also am besten, wenn ich an Land ging, um dort die Lage auszukundschaften.

Ich paddelte zum linken Ufer hinaus und legte an. Wenn ich richtig war, mußte dort der Schienenweg höchstens fünfzig Meter tief im Wald laufen. Allerdings hatte ich auf der Karte gesehen, daß die Eisenbahn nur etwa einen Kilometer so dicht am Fluß entlangführte. Dann bog sie wieder ab, um für lange Zeit nicht mehr wieder an das Wasser zu kommen.

Ich zog meinen „Vagabund" auf das Ufergeröll und drang in den Wald ein. Als zehn Minuten vergangen waren, ohne daß ich die kleinste Lichtung gesehen hätte, begann ich zu zweifeln. Ich ging noch ein Stück weiter, so lange, bis ich zu der Überzeugung kam, daß ich hier den Weg des Feuerrosses in aller Ewigkeit nicht finden würde. Ich überlegte nicht lange, kehrte um und arbeitete mich wieder zu meinem Boote durch. Nach ein paar Minuten lag es wieder auf dem Wasser, und ich paddelte auf die andere Seite des Flusses hinüber.

Dort gab es keinen Wald. Vom Wasser aus, steil und felsig, stiegen die Berge bis zu ihrer Gipfelhöhe empor. Wenn ich hier ein Stück emporkletterte, mußte ich genügend Ausblick bekommen, um drüben auf der anderen Uferseite das zu

sehen, was ich suchte. Langsam kletterte ich zwischen Felsen und Kraut den Berg empor. Das war wohl nun für lange Zeit — vielleicht sogar für immer — das letztemal, daß ich auf einen kanadischen Berg stieg. Wenn es so ging, wie ich es mir vorgenommen hatte, war ich morgen schon wieder draußen in der Prärie, und ein paar Tage später schwamm ich auf dem großen Teich hinüber in die Heimat. Dann war meine Wildwestzeit zu Ende.

Einen Tag lang war ich noch in Jasper geblieben. Ich war selbst ein Wildling geworden, die Kultur und ihre Menschen in der Park Lodge hatte ich nicht mehr oder noch nicht wieder verstanden, und ich war froh, als ich bei den deutschen Einwanderern in der Blockhütte saß, die nicht gebaut war, um Multimillionären ein Stück Wildnis vorzuspielen. Eine Nacht lang hatte ich noch in Karl Gerbers Bett geschlafen und durch die dünne Holzwand mit dem Ehepaar Olters vom alten Deutschland geplaudert, bis wir eingeschlafen waren.

Am anderen Morgen um sieben Uhr warf mich Karl Gerber aus dem Bett. Sein feuchter Nachtdienst in der Park Lodge war beendet, und er wollte mit mir nun zum Flusse gehen, um zu sehen, wie ich davonschwimmen würde. Zur gleichen Zeit mußte Otto Olters hinüber in die Lodge, um Mist zu fahren, und seine Frau mußte ins Hotel, um Betten aufzuschütteln und Waschbecken zu entleeren. Wir drückten uns die Hände, hofften auf das Glück und dachten nicht daran, daß die beiden schon ein halbes Jahr später auf eigener Farm mit fünf Pferden, vier Kühen, sechs Schweinen, dreißig Hühnern und einer Angorakatze sich über das Tempo dieses Glückes wundern würden.

Den drei Tirolern mußte ich versprechen, daß ich ihre Berge grüßen und daß ich sie aufsuchen würde, wenn ich

wieder zu den „Kanaderern“ kam. Ich tat es, und dann zog ich mit Karl Gerber ab. Eine halbe Stunde außerhalb Jaspers floß der Athabaska River. Der Magdeburger half mir, mein Boot aufzubauen, er setzte es mit mir in das Wasser, und dann schlug auch für uns die Abschiedsstunde. Wenn ich in seinen Augen richtig las, wäre er am liebsten mit mir gefahren. Er saß nun schon ein paar Monate in Jasper, draußen lockte die Ferne, und sie lockte einen, der lieber auf der Radachse eines Eisenbahnwagens fuhr als in der schönsten Villa angebunden war. Das Wasser trug mich fort — lange stand seine rote Baskenmütze als leuchtender Punkt zwischen den Bäumen.

So fuhr ich auf dem Athabaska River wieder ostwärts, der Prärie entgegen. Er war viel weniger wild, als North Thompson und Fraser gewesen waren, seine Wasser verzweigten sich alle Augenblicke zu vielen kleinen Flüßlein, und dann kam es darauf an, das richtige Fahrwasser zu finden, um nicht plötzlich aufzusitzen. Schwemmsandinseln und Geröllbänke zerteilten das Bett, dann wieder drängte es sich zusammen, daß das Wasser tief und reißend wurde.

Die Eisriesen der Rocky Mountains blieben langsam zurück, die Berge wurden zahmer, sie ragten nicht mehr gar so zerrissen in den Himmel. Je weiter ich nach Osten kam, um so weicher wurden ihre Formen — es waren nur mehr Vorberge — der Ausklang einer wilden Symphonie von Fels und Eis.

Nun war ich dort, wo meine Fahrt zu Ende sein sollte. Ich hatte genug erlebt, meine Zeit war vorüber. Irgendwo dort drüben wollte ich nun in den Zug steigen — — —

Ich fuhr aus meinen Gedanken auf. Ich war immer weiter gestiegen, hatte ganz vergessen, daß ich nur hier herauf-

gekommen war, um Ausschau zu halten, wie es dort drüben aussah.

Es sah recht trübselig aus. Keine Spur von einem Schienenweg, nichts als Wildnis. Ich setzte mich auf einen großen Felsblock und suchte mit meinen Blicken über die Wälder, die sich dort drüben vom Fluß in einer Breite von etwa zwei Kilometern bis zu den Bergen zogen. Meine Augen waren schon daran, müde zu werden, da sah ich plötzlich etwas blinken. Und das konnte eine Eisenbahnschiene sein! Ich sah scharf auf diesen Punkt, der wie ein winziges Splitterchen zwischen dem Heer der Bäume leuchtete, und dann zweifelte ich nicht mehr daran, daß dort drüben die Eisenbahn lief.

Aber wie war das dann mit meiner Karte? Dort war die Bahn doch ganz dicht am Flusse eingezeichnet. Es konnte nicht anders sein, als daß ich schon an jenem Punkte vorübergefahren war. Wenn ich also nicht noch eine Nacht im Freien bleiben wollte, um erst am nächsten Morgen noch ein Stück im Boote zu fahren, bis ich wieder zur Bahn kam, mußte ich hier das Boot nun abbauen und durch den Wald zum Bahnkörper wandern.

Es war wohl das beste, wenn ich es so machte. Daß ich morgen so dicht an die Bahn herankam, daß ich nur umzusteigen brauchte, das konnte ich mir nicht versprechen, und dann war es einerlei, wo ich mit meinem Gepäck durch den Wald rannte. Die Entfernung hier vom Flusse bis zur Bahn konnte nicht mehr als einen Kilometer betragen, und wenn das Glück es gut mit mir meinte, traf ich auch in der Nähe einer Station auf die Schienen. Meine Karte zeigte vier Stationen in dieser Gegend, und keine lag mehr als zehn Kilometer von der anderen entfernt. Das Schlimmste, was mir geschehen konnte, war also, daß ich auf den Schienen nach

der falschen Richtung ging und neun anstatt eines Kilometers bis zur Station hatte. Jetzt war es in wenigen Minuten sechs Uhr — in einer halben Stunde konnte ich das Boot abbauen, bis zu den Schienen ging ich — hoch gerechnet und den Urwald dazugezählt — drei Viertelstunden — dann hatte ich noch Zeit genug, auf den Schienen bis zur Station zu wandern. Soviel ich in Jasper auf dem Fahrplan gesehen hatte, kam der Nachtexpreß erst gegen Mitternacht durch diese Gegend. Also los! Der Schlußpunkt sollte nun gesetzt sein.

Als ich drunten am Fluß in das Boot stieg, hatte ich das Gefühl, als müßte ich von einem guten Freunde für lange Zeit Abschied nehmen. Es lag mir etwas im Magen, und das drückte und machte mich still, und ich wußte nicht, was es war.

Als ich das kurze Stück quer über den Fluß paddelte, wußte ich es.

Nun saß ich zum letzten Male in Kanada in meinem „Vagabund": Wenn ich landete und das Paddel aus den Händen legte, war das schönste Kapitel meines Flußzigeunerlebens zu Ende. Ich hörte auf zu paddeln und ließ mich treiben. Es schadete nichts, wenn ich ein Stück weiter unten an Land kam.

Mein „Vagabund" schaukelte leise auf den Wellen. Sein gelbbraunes Oberdeck war ein wenig grau und schäbig geworden. Auch seine dicke Walroßhaut hatte manche Schramme.

Das Wasser murmelte um seinen roten Leib. Dann und wann leckte ein kleines, spitzköpfiges Wellchen daran empor. Er kümmerte sich nicht darum. Treu und brav, wie er es in all dieser Zeit, in großen und kleinen Wellen getan hatte, schwamm er mit mir weiter. Er merkte nichts.

Viel schneller als sonst baute ich das Boot am Ufer ab. Ich

versuchte, mich darüber zu ärgern, daß ich nun soviel tragen sollte. Ich schimpfte laut vor mich hin, als hätte ich die gleiche Last nicht schon oft durch den Wald getragen. Als ich den Rucksack auf den Rücken, die Stabtasche unter den Arm, den Photosack um den Hals und die drei anderen Säcke ebenfalls unter den Arm nahm, fluchte ich sogar. Da wurde mir leichter.

Nach einer Stunde hatte ich den Bahnkörper erreicht. Der Wald war doch ein wenig dichter gewesen, als ich gedacht hatte. Nun konnte ich mir auswählen, nach welcher Seite ich gehen wollte, um zu einer Station zu kommen. Ich stellte fest, daß ich mich nach der Karte nicht orientieren konnte, da ich nicht wußte, wo ich war. Um mir später nicht selbst Vorwürfe machen zu müssen, nahm ich ein Geldstück und warf es in die Luft.

Kopf oder Schrift . . .?

Schrift!

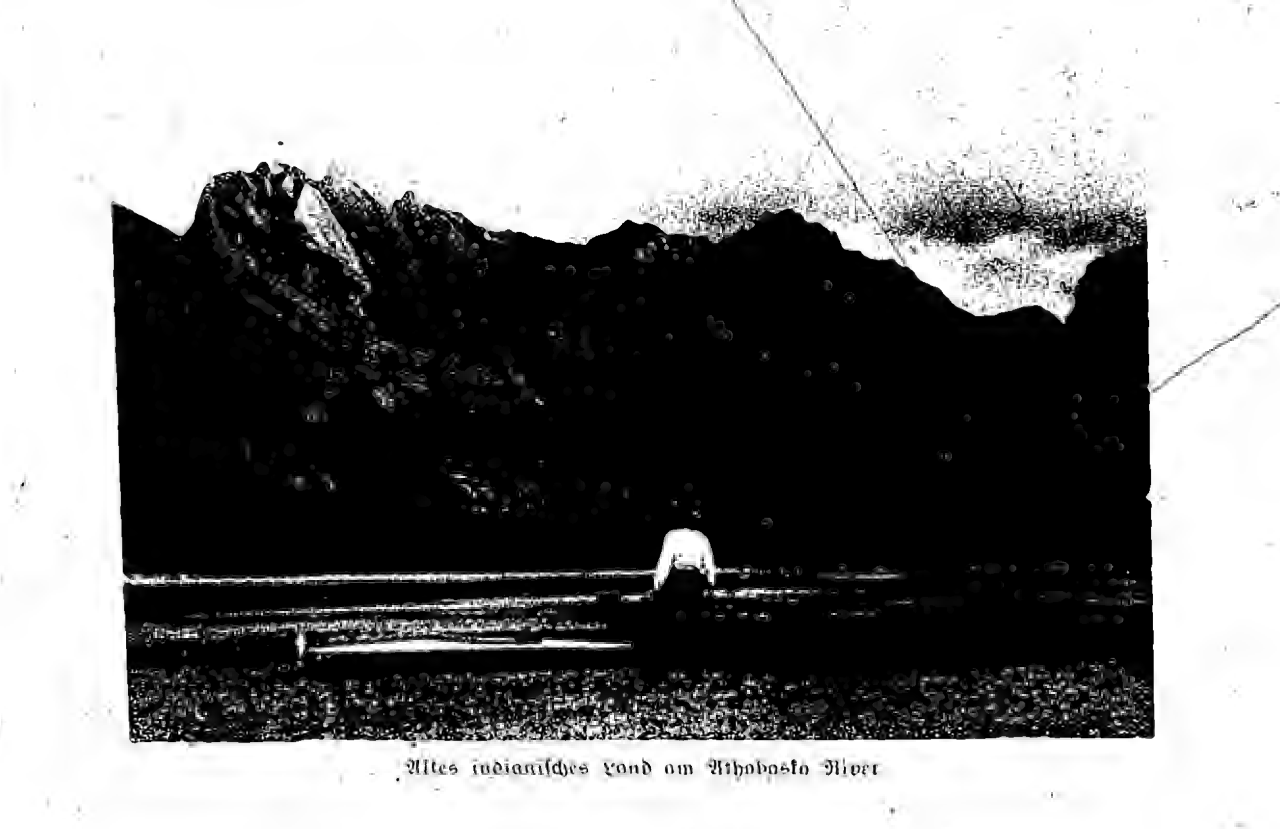
Ich ging nach rechts.

— — — — — —

Es war schon dunkel, als ich immer noch von einer Schiene zur anderen stieg. Am Anfang hatte mich das Gepäck gedrückt, später hatte ich mich daran gewöhnt. Nun blieb ich nur noch jede Viertelstunde stehen, um meine Säcke für ein paar Minuten neben mich auf die Schienen zu legen.

Ich hatte Durst, der Athabaska River hatte schmutziges, gelbes Wasser geführt, eine Quelle hatte ich nicht angetroffen, und so hatte ich den Tag über nichts getrunken. Irgendwo in einem der Säcke mußte ich noch eine Apfelsine haben — aber es war mir zuviel Arbeit, sie zu suchen.

Etwas später tat ich es doch. Ich fand sie im Bootsrucksack. Sie war von einer Kugel zu einer Scheibe geworden, aber sie hatte noch einigen Saft in sich.



Altes indianisches Land am Athabasko River



So sieht in der Prärie eine „Stadt“ aus



Der Tag geht schlafen

Die Schienen führten auf einem hohen Damm durch den Wald. Zu beiden Seiten des Dammes lief ein Streifen feuchten Graslandes, das streckenweise zu Sumpf wurde. Als der Mond aufgegangen war, spiegelte er sich in dunklen Pfützen.

Plötzlich sah ich vor mir in der Ferne einen großen schwarzen Fleck ganz nahe den Schienen. Ich ging schneller, und der Fleck wurde zu einer Hütte. Es war die Station.

Als ich das Gepäck vor der Bretterhütte zu einem kleinen Berg aufgestapelt hatte, sah ich auf die Uhr. Es war elf.

Fünfzig Minuten später zündete ich die beiden Öllaternen an, die bei der Hütte standen. Die eine hatte weiße, die andere grüne Scheiben. Wenn der Zug in Sicht kam, mußte ich sie in den Händen schwingen. Dann wußte man, daß hier einer war, den man mitnehmen mußte. Dann setzte man dem Feuerroß die Bremsen ein, daß es stehenblieb.

Der Fahrplan, der an die Hütte genagelt war, sagte, daß der Zug um elf Uhr dreiundfünfzig komme. Um elf Uhr zweiundfünfzig hörte ich in der Ferne ein dumpfes Geräusch. Dann fing es in den Schienen zu summen an. Gleich darauf sprangen zwei grelle Feueraugen aus dem Dunkel, wurden mit jeder Sekunde größer, schossen auf mich zu.

Langsam schwang ich die beiden Laternen vor meinem Kopfe hin und her.

Fauchend, Dampf und Funken speiend, blieb die Lokomotive stehen. Wie eine feurige Schlange lag der Zug mit seinen erleuchteten Fenstern in der Finsternis.

Keuchend, mit knirschenden Rädern fuhr er wieder an.

„Tsch — bumm — bumm!! Tsch — bumm — bumm!!"

Schneller und schneller ging sein Atem. Ich setzte mich in eine Ecke und schloß die Augen.

Wilder Westen, leb' wohl!

Der News Agent kam mit Früchten, Limonade und Zigaretten.

„Später!"

Er setzte sich neben mich.

„Ich bin auch ein Daitscher", sagte er lächelnd. „Schauen Sie her, ich hab' für Sie was ganz Besonderes. Ein Tabaksbeutel aus echtem Büffelleder — hat ein wirklicher Indianer gemacht. Wollen Sie kein Andenken mitnehmen?"

Ich sah das Täschchen an. Auf das braune Leder war in grellen Farben das Bild eines Indianers gemalt.

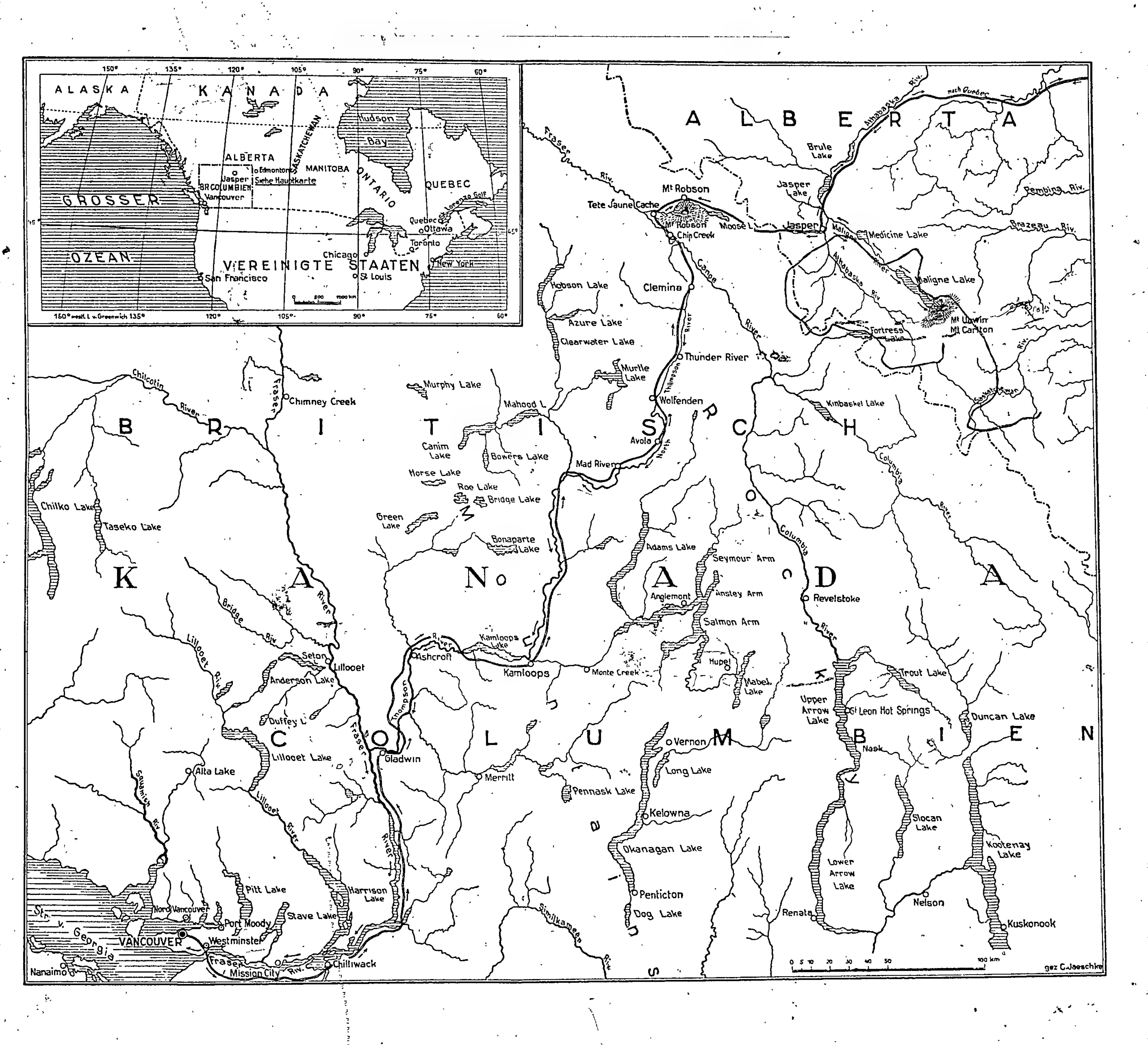
Auf der Innenseite des Deckels waren in kaum sichtbaren Lettern drei Worte eingebrannt:

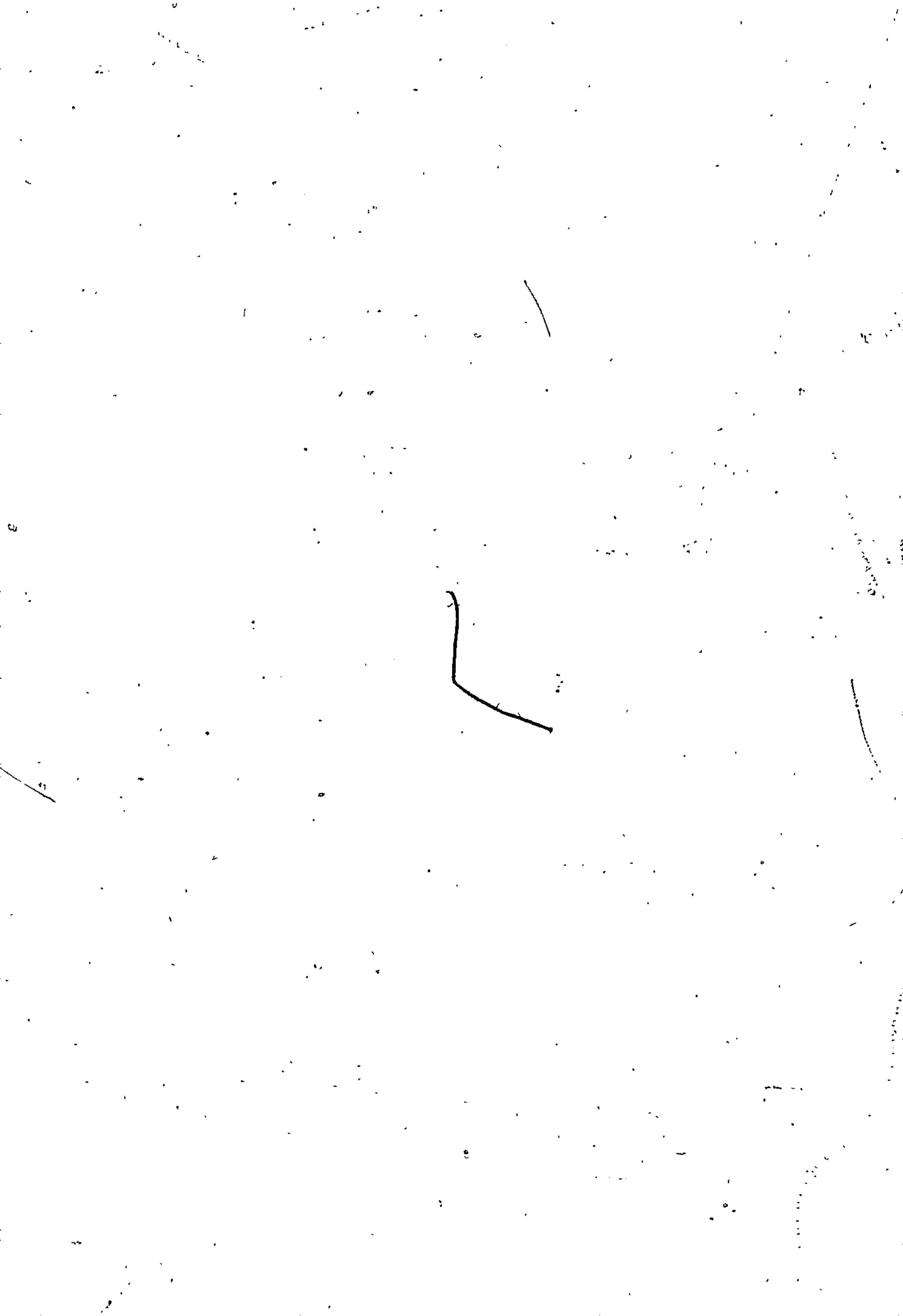
Made in Germany.

— — — — — — — — — — — — —

„Echt Wildwest! Nehmen Sie es mit, ehe es vergriffen ist. Ich habe das Stück nur einmal!"

Bilderverzeichnis


ALASKA
KANADA
Hudson Bay
ALBERTA
SASKATCHEWAN
MANITOBA
ONTARIO
QUEBEC
Jasper
Edmonton
BR.COLUMBIEN
Vancouver
Siehe Hauptkarte
GROSSER OZEAN
VEREINIGTE STAATEN
San Francisco
Chicago
St. Louis
Toronto
Ottawa
Quebec
New York
St. Lorenzo Golf
150° westl. L. v. Greenwich
ALBERTA
BRITISCH COLUMBIEN
KANADA
Fraser Riv.
Athabaska Riv.
nach Quebec
Brule Lake
Jasper Lake
Jasper
Mt Robson
Tete Jaune Cache
Chip Creek
Moose L.
Medicine Lake
Maligne Lake
Maligne River
Pembina Riv.
Brazeau Riv.
Mt Unwin
Mt Carlton
Fortress Lake
Saskatchewan
Clemina
Canoe River
Thunder River
North Thompson River
Wolfenden
Avola
Mad River
Hobson Lake
Azure Lake
Clearwater Lake
Murtle Lake
Murphy Lake
Mahood L.
Canim Lake
Bowers Lake
Horse Lake
Roe Lake
Bridge Lake
Green Lake
Bonaparte Lake
Kinbasket Lake
Columbia River
Chilcotin River
Chimney Creek
Chilko Lake
Taseko Lake
Bridge Riv.
Lillooet Riv.
Seton
Lillooet
Anderson Lake
Duffey L.
Lillooet Lake
Alta Lake
Squamish Riv.
Adams Lake
Seymour Arm
Anglemont
Ansley Arm
Salmon Arm
Revelstoke
Kamloops Lake
Kamloops
Ashcroft
Thompson River
Monte Creek
Hupel
Mabel Lake
Trout Lake
Upper Arrow Lake
St Leon Hot Springs
Duncan Lake
Gladwin
Merritt
Vernon
Long Lake
Pennask Lake
Kelowna
Okanagan Lake
Penticton
Dog Lake
Similkameen Riv.
Nasky
Slocan Lake
Kootenay Lake
Lower Arrow Lake
Nelson
Renata
Kuskonook
Harrison Lake
Pitt Lake
Stave Lake
Nord Vancouver
Port Moody
Westminster
VANCOUVER
Str. v. Georgia
Nanaimo
Fraser Riv.
Mission City
Chilliwack
0 5 10 20 30 40 50 100 km
gez. C. Jaeschke



Empfehlenswerte

Bücher

unseres Verlages

